



Brem: c. 1424.

Kleine

A u f s ä ß e

für

B ü r g e r.

von Traubach.

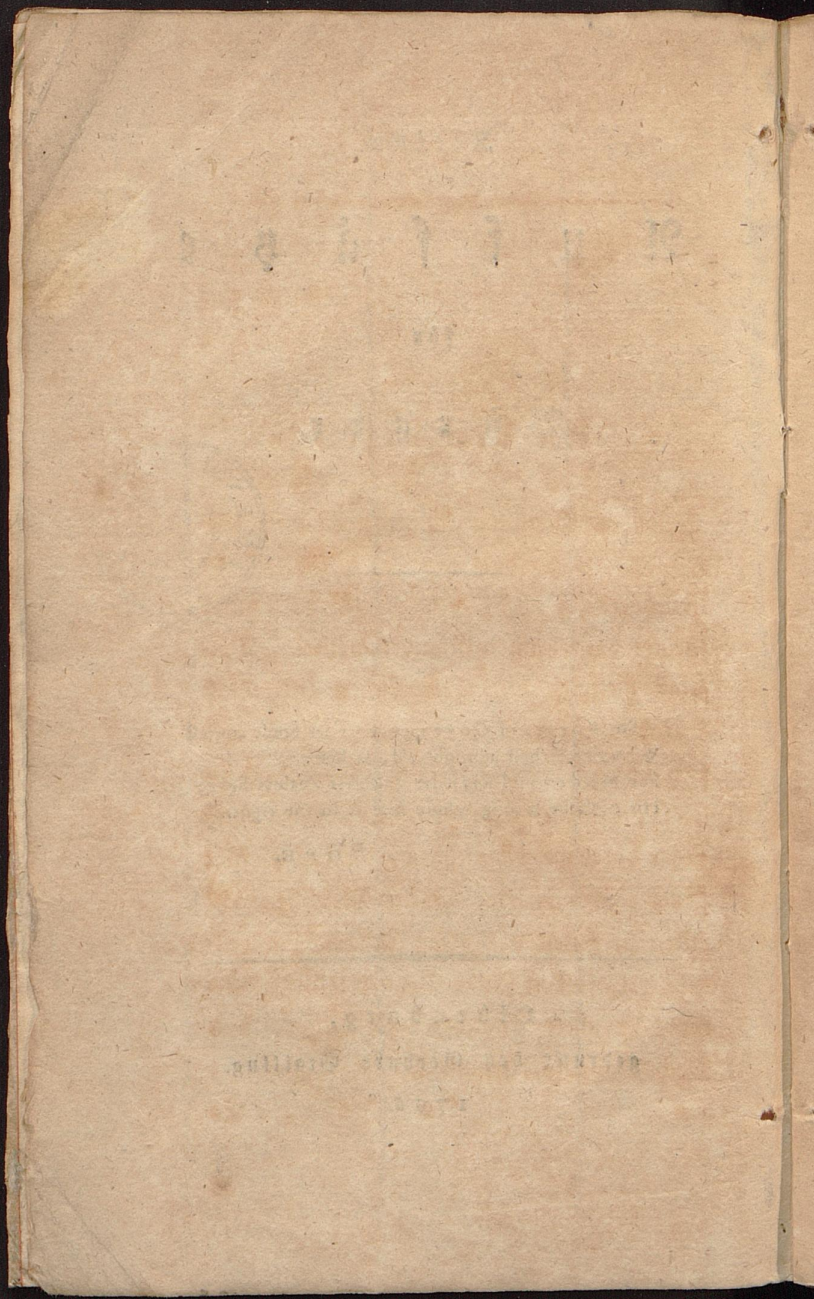


For Forms of Government let Fools contest
Whate'er is best administer'd, is best:
For Modes of Faith let graceless Zealots fight;
His can't be wrong whose Life is in the right.

P O P E.

Oldenburg,
gedruckt bey Gerhard Stalling.

1796.



An den Leser.

Daß der Mensch im allgemeinen mehr unwissend als boshaft sey, war, sobald ich nur über ihn nachzudenken vermogte, einer meiner vornehmsten Glaubensartikel. Von jeher hielt ich den theologischen Grundsatz daß der Mensch von Natur geneigt sey Gott und seinen Nächsten zu hassen für eine schändliche Verleumdung gegen die arme Menschheit, die das Gefühl seiner eignen Würde, das den Menschen nicht selten zu guten und edlen Handlungen aufmuntert, fast in seiner Geburt erstickt, und ihm oft allen Glauben an Tugend und Rechtschaffenheit benimmt.

Es trägt nicht wenig zu meiner Glückseligkeit bey, wenn ich mich überzeugt fühle, daß ich auch ohne das Gebot meiner Religion: liebe Deinen Nächsten, meine Mitmenschen nicht würde hassen können. Ich bin fest überzeugt, daß der Mensch, um gut zu handeln, nur aufgeklärt zu werden braucht; denn es hat noch nie einen Bösewicht gegeben, der aus keiner andern Absicht lasterhaft war, als weil er grade lasterhaft seyn wollte. Wenn der Mensch den Zweck, den er sich vorseht, eben so leicht durch tugendhafte als durch schändliche Mittel erreichen kann, so darf ich behaupten, daß er die erstern Mittel stets den letztern vorziehen wird. Dies ist Beweis genug für mich, daß der oben angeführte Satz Unwahrheit und Verleumdung ist.

Es würde, meiner Meinung nach, äußerst heilsam für unsre Jugend seyn, wenn ihre Erzieher anstatt ihnen die Vergehungen
der

der Menschen mit den schwärzesten Farben als abscheuliche Laster vorzumalen, sie ihnen als Thorheiten, deren Ursprung man stets in ihrer Unwissenheit suchen mußte, schilderten. Hierdurch würden sie ohnfehlbar weit leichter und weit sicherer zur Menschenliebe als durch alle kalte Vorschriften, die sie ihnen zu geben im Stande sind, geführt werden können. Unsre Jugend würde, ehe sie zur Mannbarkeit gelangte, aus dieser Gewohnheit die Laster der Menschen als Fehler der Unwissenheit zu betrachten, noch einen zweiten Vortheil, der, um glücklich in dieser Welt zu leben, äusserst nothwendig ist, erhalten, nemlich eine gewisse Gleichgültigkeit gegen diese Thorheiten der Menschen: denn wer seinen Unwillen gegen gewisse Menschen, die der Zufall auf einen Posten, dessen sie unwerth sind, gestellt hat, nicht mäßigen kann, wird oft den Antheil der Glückseligkeit, den ihm die Vorsehung hiernieden an-

gewiesen, durch seine Unzufriedenheit sich selbst verbittern.

Diese Wahrheit wollte ich gerne so kurz als möglich darstellen, und im allgemeinen zeigen, daß der Mensch einzig und allein das Werk seiner Erziehung sey. Daß ich wenig oder nichts anders gesagt, als was hundert andre vor mir besser und gründlicher gesagt haben, weiß ich recht gut; allein ich weiß auch, daß es gewisse Wahrheiten giebt, auf deren Besiß eine besondere Menschenklasse seit langer Zeit, ausschließenderweise allein Anspruch gemacht hat, deren Gerechtfame mir aber nicht sehr einleuchtend sind.

Der Verfasser.

Von

Von der Erziehung.

Unwissend, nicht dumm kömmt der Mensch aus den Händen der gütigen Natur. Es kostet seinen Erziehern Mühe, seinem natürlichen Hang zum Guten und Wahren eine schiefe Richtung zu geben, und die von Zeit zu Zeit wieder hervorschimmernde Vernunft zu unterdrücken. Unaufhorlich wirkt unsre Erziehung der Natur entgegen, und aus diesen entgegengesetzten Wirkungen müssen nothwendig die sonderbarsten Resultate entspringen. Unsre ganze Erziehung — einzelne Fälle ausgenommen — scheint bloß darauf abzuzwecken, den Menschen zum Metaphysiker und nicht zum Staatsbürger zu machen; da im Gegentheile die Natur, die ihn für dieses Erdenleben bestimmte, diesem Zwecke

entgegenarbeitet und ihn zu einem thätigen Wesen zu bilden strebt.

Der Mensch ist so wenig zu speculativen Betrachtungen bestimmt, daß diese lebendigen Rechenmaschinen, die wir Philosophen nennen, grade die unglücklichsten und elendesten unter ihren Mitbrüdern sind. Daß die Bestimmung des Menschen Arbeit und Bewegung sey, sehen wir deutlich; weil die Natur ihm Organe gegeben, die, wenn sie nicht gehörig gebraucht und bewegt werden, abstumpfen und ihre heilsame Gelenkigkeit verlieren. Ueberall finden wir Gegenstände diese unsre Organe zu üben und zu vervollkommen; aber unsre metaphysische Spitzfindigkeit, die doch nicht einmal in das Wesen der Körper hier auf unsrer Erde einzubringen vermag, muß sich erst eine idealische Welt schaffen, und diese dann mit Geschöpfen ihrer eignen Erfindung bevölkern, weil sie sonst keine Beschäftigung hiernieden finden kann. Sonderbar ist es immer, daß man ohne den geringsten Einwurf zugiebt, daß die Natur unser Auge genau für den Grad des Lichts, den unsre Erde bey ihrer jetzigen Entfernung von der Sonne empfängt, gebildet habe; daß unsre Lunge kei-

nen

nen Aether; sondern grade diese dicke Luft unserer Atmosphäre einhauchen müsse, und dennoch glaubt für die Functionen unsers Geistes eine idealische Welt auffuchen zu müssen. Die Erfahrung, denke ich, muß uns doch endlich lehren, daß, da unsre Sinne bloß auf körperliche Gegenstände eingeschränkt sind, unsre Vernunft, die doch weiter nichts als das Resultat sinnlicher Eindrücke ist, ebenfalls für diese und für keine andre Welt seyn könne.

Wenn es mir erlaubt ist, das Große mit dem Kleinen zu vergleichen, so müßte ich unsre Erzieher gerne fragen, was sie von einem Vater, der seinem Sohne nichts zu hinterlassen hätte, denken würden, wenn er ihm Regeln und Vorschriften geben wollte, wie er seine künftigen Schätze, die er vielleicht nie erwerben wird, anwenden und nützen solle. Sie würden diesem guten Alten vielleicht gar den klugen Rath geben, daß er seinem Sohne erst die Mittel anzeigen müsse, diese Schätze zu erwerben, ehe er von seinem gutgemeinten Rathe Gebrauch machen könne. — Doch, Widersprüche sind bey diesen Herren eben nichts ungewöhnliches — Sie bedenken nicht, daß ihre Moral, die sie uns

anaufhörlich vorpredigen, hier auf dieser Un-
 terwelt stets Theorie bleibt, daß die Ausübung
 derselben erst in jener Welt statt finden kann;
 und daß der Staat nicht Theorie, sondern Aus-
 übung von seinen Bürgern fordert. Sie schil-
 dern uns dieses Erdenleben als kurz, flüchtig und
 vorübereilend, und doch findet der Unglückliche
 den Zeitraum von 50 bis 60 Jahren, den er
 hier im Elende verleben muß, viel länger als er
 ihn wünschet, welches der Selbstmord hie und
 da fattsam beweist. Was sie noch jetzt für
 Gründe haben mögen, dem Menschen sein Er-
 denleben so verhaßt vorzumalen, will und mag
 ich nicht untersuchen; aber die Geschichte zeigt
 uns die Absicht ihrer Vorgänger in den Zeiten
 der Kreuzzüge, im 11, 12 und 13tem Jahrhun-
 derte deutlich genug. Sie verkauften den das-
 maligen Regenten himmlische Zepter und Kro-
 nen, wofür diese ihnen Macht und Ansehen auf
 der Erde gaben; der leichtgläubige und unwis-
 sende Güterbesitzer verkaufte den Mönchen sein
 väterliches Erbe um ein Spottgeld, damit er
 sich in Palästina den Himmel durch Menschen-
 mord verdienen mögte. Daher, im Vorbeigehn
 gesagt, die ungeheuren Besizungen der Abster
 im

im Christlichen Europa; daher in unserm Deutschland so manche Fürstliche Bischöfe, gefürstete Aebte u. s. w. Die Unwissenheit unsrer Vorfahren erhob diese Usurpatoren, die Aufklärung ihrer Enkel wird sie einst zu erniedrigen wissen.

Ich kann immer den Grund nicht einsehen, warum man in neuern Zeiten dem Geistlichen die Erziehung der Jugend anvertrauet hat. Wie ist es möglich, daß der Geistliche, dessen Interesse demjenigen des Staats, in welchem er lebt, so ganz diametralisch entgegengesetzt, der oft nicht einmal Bürger in demselben ist, seinen Zögling bürgerliche Tugenden, die er selbst nicht kennet, lehren sollte. Gedult, Ergebung und Gelassenheit, die vornehmsten Eigenschaften eines Asceten wird er ihm einzufößen suchen, aber Aufopferung, Gemeingeist und Vaterlands-
 liebe, die er als heidnische Tugenden verabscheuet, wird er seinen Schüler nie lehren. Da hingegen wird er sich bemühen, Meister über die Vernunft seines Untergebenen zu werden, ihm den Gebrauch derselben zu untersagen, ihm die Anfechtbarkeit seiner Sekte mit einem unveröhnlichen Hass gegen alle andere einzuprägen, und ihn so dem Staate zu entziehen suchen, für
 welt

welchen er ihn erziehen sollte. In der Geschichte der Päbste finden wir unzählige Beispiele, wo diese Stadthalter Christi rechtmäßige Fürsten ihrer Würde entsetzt, ihre Unterthanen des Eides der Treue gegen dieselben entbunden, und sie sogar ihres Eigenthums beraubt haben. Priester waren es, die im 13ten Jahrhunderte Raimund, Graf von Toulouse zwangen, barfuß und im bloßen Hemde in der Kirche unserer lieben Frauen zu Paris die heilige Jungfrau um Vergebung seiner Sünden zu bitten. Raimund erhielt Absolution, und Rom einen Theil seiner Staaten. —

Die Griechen und Römer, jene große Republikaner der Vorzeit dachten anders; sie vertrauten die Erziehung ihrer Jugend nicht dem Priester, sondern dem Philosophen an. Daher denn der auffallende Unterschied der Charaktere mit den unsrigen, den wir in ihrer Geschichte nie genug bewundern können. Wir sehen Alexander, Pompejus und Caesar als Feldherren, Redner und Staatsmänner in einem Alter, in welchem wir noch bey unserm Catechismus schwitzen. Woher dieser Unterschied, liegt er vielleicht in der Verschiedenheit ihrer Organisation

sation mit der unsrigen? Wir haben nicht den mindesten Grund ihr Uebergewicht aus dieser Ursache herzuleiten: denn, wenn die Alten uns in der Politik und Gesetzgabe übertrossen haben, so stehn sie uns doch in manchen andern Wissenschaften weit nach. So übertrossen wir sie z. B. in der Mathematik, Mechanik und in manchen andern Künsten; welches nicht der Fall seyn könnte, wenn unsre Organisation schlechter als die Ihrige wäre. Der Grund dieses Uebergewichts muß also in der bessern Erziehung, die sie ihrer Jugend gaben, liegen. Der Endzweck, den sich ihre Erzieher vorsetzten war anders, sie wollten dem Staate Bürger und nicht unnütze Asketen bilden. Vaterlandsliebe, Bürger- und nicht Kloster-Tugend lehrten sie ihre Schüler; die Muster, die sie ihnen zur Nachahmung vorlegten, waren keine Kalender-Heilige; sondern Helden, die ihr Leben für ihr Vaterland aufgeopfert. Die Moral, die sie ihnen einzuprägen suchten, gründete sich nicht auf dem alle Kraft und Tugend tödtenden Grundsatz, daß der Mensch von Natur zu allem Guten verdoerben sey, der zur Schande unserer Zeiten, in unserm Catechismo oben
an-

ansteht; sondern auf dem weit edlern und dem Staate unendlich nützlichen Satze, daß der Mensch durch Tugend den Göttern gleich werden könne. Ihre Schilderungen der eliseischen Gefilde, die dem Jünglinge ungleich faßlicher und deutlicher, als unser mistischer Begriff vom Paradiße seyn mußten, entflammten seine Seele zu nützlichen und großen Thaten. Nichts trauriges, nichts niederschlagendes in ihren religiösen Handlungen; ihre Dichter besangen in den olympischen Spielen die Thaten ihrer Mitbürger, ihre Jugend erkämpfte sich Kränze und erwarb sich die Liebe und die Achtung der alten Krieger, die ihre vergangne Mühseligkeiten vergassen, und in ihnen neue Stützen ihres Vaterlandes sahen. So zweckte alles, Religion, Erziehung und gottesdienfliche Handlungen zum großen Ziele, zum Wohl des Vaterlandes ab; so mußten starke Leidenschaften, deren Richtung unaufhörlich zum Besten des Ganzen gelenket wurde, nothwendig große und eble Thaten in einem Alter hervorbringen, in welchem wenige unter uns sie kaum zu bewundern gelernt haben.

Die Achtung, mit welcher der Staat solche Erzieher behandelte, war ohne Gränzen. Philipp, König von Mazedonien, schrieb nach der Geburt seines Sohnes Alexanders folgenden Brief an Aristoteles: „Ich melde Dir, daß ich einen Sohn habe; ich danke den Göttern, nicht so sehr dafür, daß sie ihn mir gegeben; sondern, daß sie mir ihn zur Zeit des Aristoteles gegeben: ich darf hoffen, daß Du aus ihm einen Nachfolger, der unser, und einen König, der Mazedonien würdig ist, bilden wirst.“ So fiel der Ruhm des Schülers stets auf den Lehrer zurück, die öffentliche Achtung lohnte beide. Das Zeitalter der Griechen und Römer ist nicht mehr, Sitten, Gebräuche, Religion und Politik haben sich geändert; die Menschen sind freilich im ganzen dieselben geblieben; aber der Sektengeist ist in die Stelle des Gemeingeistes getreten, Pfaffen haben Philosophen verdrängt, und man wundert sich, daß unsre Zeitgenossen Zwerge gegen ihre Vorfahren sind. —

Sollten es noch einige meiner Leser bezweifeln können, daß das Glück der Individuen sowohl als ganzer Nationen von der Dervollkom-

nung

nung der öffentlichen Erziehung abhänget; so muß ich sie auf die politische Stärke oder Schwäche der jetzigen Nationen von Europa aufmerksam machen. Wir wollen Spanien und England mit einander vergleichen. Welch ein auffallender Unterschied! Wie wenig kann das Erste zum politischen Gleichgewichte Europens beitragen, und wie groß ist der Einfluß des Letztern. Wie unbedeutend ist die Handlung, die militärische Stärke und die Marine des ersten Königreichs verglichen mit derjenigen des Letztern. Woher dieser Unterschied? In der verschiednen Ausdehnung beider Staaten sucht man ihn vergebens; denn hierinn mögte Spanien, vorzüglich wenn man seine amerikanischen Besitzungen mitrechnet, England weit übereressen. Dem Klima darf man die Schuld eben so wenig beimessen; denn die Eroberer von Peru und Mexico waren unter demselben Himmelsstriche geboren, und die Ueberwinder bey Pavia waren so gut Spanier, als ihre Nachkommen, die S. Domingo jetzt den Neu-Franzen abtreten müssen. Da die Ursache dieser National-Ausartung also, weder an der Größe des Landes noch an dem Klima liegt, so müssen

fer wir sie nothwendig in den Bewohnern desselben suchen. Nun sind aber die Menschen, wie wir gesehen haben, im Ganzen überall dieselben geblieben; folglich muß die Schuld an der öffentlichen Erziehung derselben liegen. Daß dies der Fall sey, sieht man sogleich, wenn man nur mit einiger Aufmerksamkeit den Charakter beider Nationen betrachten will. Der Spanter ist im allgemeinen mißtrauisch, abergläubisch und unthätig; der Engländer offen, aufgeklärt und fleißig. Der Erste verabscheuet jede Anstrengung, weil ihn nicht das mindeste Interesse dazu auffordert; seine Priester, die sein Gewissen lenken, haben durch das schreckliche Bild der Inquisition, das sie seiner aufkeimenden Vernunft unaufhörlich vorhalten, jeden Funken derselben verschleucht, ihm den Degen seiner Vorfahren aus der Hand gewunden, und ihm dafür einen Rosenkranz gegeben. Der Letztere, der in seinem Vaterlande Verdienst und Talente geschätzt sieht, der den verdienstvollen Mann aus der Classe der Plebejer — wenn anders dies Wort im 18ten Jahrhunderte noch Bedeutung hat — hervorgezogen und auf seinen wahren Posten, an das Ruder der Geschäfte gestellt sieht

sieht, unternimmt alles, bebt vor keiner Anstrengung zurück; sucht sich aufzuklären, wetteifert mit seinen Mitbürgern um Verdienst und Talente, und befördert so gemeinschaftlich mit ihnen das Wohl seines Vaterlandes. Daher denn der Nationalstolz, die Vaterlandsliebe, der Gemeingeist (Public Spirit) der Britten, der, was man auch immer aus dem jetzigen Benehmen der Ministerial-Parthey vom Gegentheile sagen mag, jeden Britten belebt, und ihm das Wohl seines Vaterlandes zur vornehmsten Pflicht macht. Aus diesem gemeinsamen Streben aller Britten zu einem gemeinschaftlichen Ziele entspringt denn nothwendig der blühende Zustand ihres Staates, den jedes Mitglied desselben zugleich mit seinem eignen Glücke befördert. Wenn also das Bestreben eines Bürgers sich aufzuklären den Engländer zu den vornehmsten Ehrenstellen seines Vaterlandes, und den Spanier in die Gefängnisse der Inquisition führet, so wird man hoffentlich nicht mehr fragen, warum das eine Königreich ein Nonnenkloster ohne innere Kraft, und das andere ein blühender und mächtiger Staat ist; sondern man wird endlich einsehen lernen, daß das
 Glück

Glück des Individuums sowohl wie dasjenige
ganzer Staaten von der guten Erziehung ihrer
Bürger abhänge.

Von der Religion.

„Ich stelle mir das ganze Menschengeschlecht,“
sagt Thomas Paine, „als Kinder vor,
„die ihrem Vater an seinem Geburtstage Blu-
„men bringen; das Eine pflückt Nelken, das
„Anderer Rosen u. s. w. Jedes glaubt ihm die
„beste Blume gebracht zu haben; Indes der
„Vater nur auf Liebe und nicht auf ihre Blu-
„men sieht. Dies Gleichniß, das zugleich so
überzeugend den sanften Charakter des Verfasse-
fers der Menschenrechte an den Tag legt, scheint
der Vernunft äusserst angemessen zu seyn. In
der That ist der Begriff, den wir uns von dem
höchsten Wesen nach diesem ungekünstelten und
natürlichen Gleichnisse manchen, ungleich erhab-
ner und ihm würdiger, als wenn wir uns ihn
nach diesem oder jenen besondern religiösen Sys-
teme denken. Wir mögen ungefehr funfzig

verschiedne religiöse Systeme auf der Erde haben, die sich alle ausschliessenderweise das Recht der Unfehlbarkeit anmassen. Meine Priester sagen mir, daß meine Sekte die einzige wahre sey, welcher Gott allein seinen Willen geoffenbaret habe; und die Priester von neun und vierzig andern Sekten mit ihren Anhängern halten mich für einen Götzendiener und bezweifeln sogar meine Seligkeit. Wem soll ich glauben, soll ich meine Vernunft oder meine Priester fragen? Die Letztern heissen mir meine Mitbrüder, die nicht so, wie sie denken, verdammen, und die Erstere sagt mir, daß meine Priester ebensowohl schwache unwissende Menschen sind, als diejenigen, die sie so unbarmherzig verdammen. --

So wie sich das Klima hier auf dieser wandelbaren Erde ändert, ändern sich auch die Meinungen ihrer Bewohner. Der kluge Chinese, der ohne alle Mischung des Aberglaubens nur ein einziges höchstes Wesen anbetet, ist der Nachbar des Verehrers des Delilama, dessen heilige Excremente ihm seine Religion verschlingen heißt. Der stille, friedfertige Verehrer des Drama wandelt an den Ufern des Ganges

ges

ge s schüchtern unter den raubsüchtigen Euro
päern, die ihn verfolgen, umher. An den Gren
zen von Persien streiten sich die Nachfolger
Mahomeds, ob die Feder, womit er seinen Al
foran schrieb, ihm von dem Engel Gabriel gege
ben, oder ob der Prophet sie aus seinem Flügel
gerupft habe. In Konstantinopel kann der Pri
vatmann einen ganzen Serail voller Weiber,
und in Rom darf der Pabst nicht eine einzige
haben. In einer Stadt von Deutschland bannt
der Anhänger Luthers den Teufel aus dem
Leibe des neugebohrnen Kindes; indess der Nach
folger Calvins ihn in der nächsten belacht.
Meinungen, Gebräuche und religiöse Systeme
ändern sich unaufhörlich nach Zeit und Umstän
den auf unsrer Erde ab; der menschliche Geist
hat unzählige Ausschweifungen zu jeder Zeit
begangen; und begeht sie noch täglich. Er bau
et heute Hypothesen und zertrümmert sie mor
gen; allein, die Moral, die die Hand des Ewi
gen in unser aller Herzen grub, vermag er nicht
zu verändern; sie bleibt wie ihr Urheber unwan
delbar. Von einem Pole bis zum andern hde
ich mitten unter dem lermenden Getöse der Pries
ter Deklamationen ihre göttliche Stimme. Vom

Ganges bis zum Eismeere, von Peking bis nach Moskau ruft sie dem Menschen zu: Sey gerecht, liebe dein Vaterland! Auf dieser unwandelbaren Grundlage ruhen die verschiednen Gebäude aller Religionen; ihre Verzierungen sind von Menschen Händen angebracht; aber ihr Fundament ist göttlich. Nirgends hat ein Volk auf der ganzen Erde den Vatermörder belohnet und den Verräther seines Vaterlandes mit Ehre überhäuft. Tugenden, die der menschlichen Gesellschaft nützlich waren, haben überall ihren Lohn, und das schädliche Laster hat überall seine Strafe gefunden.

Unter allen Religionen kann nur diese allein göttlichen Ursprungs seyn, die den Menschen zur Liebe seiner Mitbrüder aufmuntert, und ihm zum Wohl seines Vaterlandes eifrig mitwirken heißt. Jede andre Religion, die mir Unbaltbarkeit gegen die Meinungen meiner Brüder befiehlt; mir sie um Glaubenssätze, die weder sie noch ich selbst verstehen, verfolgen heißt, kann nicht von dem Urheber meines Daseins, der uns alle als seine Kinder liebt, abstammen; sie trägt das Gepräge der menschlichen Leidenschaften, und Leidenschaften sind Merkmale der Schwäche, die dem

dem Begriffe, den meine gesunde Vernunft mir von dem höchsten Wesen giebt, zuwider sind. Die Geschichte zeigt uns deutlich, daß die äufere Form der Religion weiter nichts als das Werkzeug in der Hand des Gesetzgebers ist, durch dessen guten oder üblen Gebrauch er das Glück oder Unglück des Volkes, dem er seine Gesetze giebt, bewirkt. Der Werth oder Unwerth aller dieser Religionen kann also keinen andern Maßstab haben als die mehr oder mindere Nützbarkeit, die sie dem Staate, in welchem sie eingeführt ist, zu wege bringt. Sie ist nützlich, wenn ihre Ceremonien wenig und nicht kostbar sind: wenn ihre Priester den bürgerlichen Gesetzen unterwürfig, und ihre Anzahl so gering als möglich ist; wenn sie den heilsamen Enthusiasmus zu grossen und edlen Thaten in den Herzen ihrer Verehrer, wie diejenige der Griechen und Römer erweckt, und das wohlthätige Feuer der Leidenschaften, das in ihren Busen glimmt nicht zur Verfolgung ihrer Mitbrüder; sondern zum allgemeinen Besten des Vaterlandes zu lenken weiß. —

Die Geschichte zeigt uns keine Beyspiele, daß die Griechen und Römer je Religions Kriege geführt haben; sie bekehrten nie Völker, be-

ren Länder sie eroberten, mit Feuer und Schwerdt wie Karl der Grosse seine überwundene Sachsen. Nie versammelten sich weder in Rom noch in Griechenland Priester, die ihre Könige absckten; nie drohte ein Priester Alexander oder Caesar, daß er sie wie Nebukadnezar in Thiere verwandeln wollte, wie Thomas Beck et, Heinrich dem 2ten, König von England am Ende des zwölften Jahrhunderts drohte. Nie standen die Könige und Kaiser dieser beyden Völker in der Mitte des Winters barfuß und mit entblößtem Haupte vor dem Pallaste ihrer Priester und flehten um ihre Vergebung und um die Ehre ihre Pantoffeln zu küssen, wie der deutsche Kaiser Heinrich der 4te. im Jahre 1077 im Monat January zur ewigen Schande der Deutschen Nation thun mußte. Als das römische Reich sich seinem Untergange näherte, wählten zwar oft die Legionen ihre Kaiser; aber nie wagte es ein Priester. Nie durfte ein Priester denken, was Gregorius der 7te öffentlich gegen den obenerwehnten unglücklichen Kaiser Heinrich schrieb: „Ich nehme ihm seine Krone,“ heißt es in seinem Schreiben, „und schenke das deutsche Reich seinem Nebenbuhler Rudolph.“ Die
 Ger

Geschichte vom zehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert ist voll von ähnlichen Abscheulichkeiten, die den Leser derselben schauern machen. Dank sey es der fortschreitenden Aufklärung unsrer Zeiten, die so mächtig der Hierarchie entgegen wirkt, daß wir die Rückkehr dieser barbarischen Jahrhunderte nicht mehr zu befürchten haben. Ihr wohlthätiges Licht hat den finstern Aberglauben, womit Europa bedekt war, verschucht; ihre Tochter die gesunde Philosophie, die wir noch nicht viel länger als seit dem Anfange dieses Jahrhunderts kennen, hat den Nationen die Binde entrissen, womit ihre Priester ihnen so lange die Augen verbunden, und durch welche sie zur Ausführung aller ihrer ehrgeizigen Absichten zu lenken wußten. Unwillig schütteln jetzt nicht bloß Individuen, sondern ganze Nationen die unwürdigen Ketten des Aberglaubens und des Priesterdespotismus ab. Man fängt an sie als Lehrer der Moral und nicht mehr als Organe, deren sich die Gottheit bedient, um den Menschen ihren Willen zu erklären, anzusehen; ihre Lehren werden mit der gesunden Vernunft verglichen, und ihre Gültigkeit wird nach diesem untrüglichen Probierstein geprüft.

Ihr Ansehn und Gewicht, das sich vormals auf Unwissenheit und Aberglauben gründete, muß jetzt eine andre Grundlage haben, und persöhnliche Würde und Verdienst muß die Basis seyn, worauf sie ihr künftiges Gebäude gründen müssen. Glückliche Zukunft unsrer Enkel! wenn der Priester sein Interesse von demjenigen seines Vaterlandes nicht mehr trennen darf; wenn sein Orden nicht mehr eine besondere Klasse im Staate ausmacht; wenn seine Moral nicht mehr mit unverständlichen Mysterien verwebt, sondern übereinstimmend mit der gesunden Vernunft die Menschen nicht zu hartherzigen Pietisten und Verfolgern ihrer Brüder, sondern zu nützlichen und guten Staatsbürgern bilden wird. Wie wohlthätig für das Menschengeschlecht, wie rühmlich und ehrenvoll für ihn selbst wird alsdann sein Amt seyn. Jedem aufgeklärten Viedermann darf er dann sich traulich nähern, dessen scharfem Blicke er sonst unter der Hülle seiner schädlichen Mysterien fliehen mußte. Unsre Nachkommen werden dann das Glück, das uns noch jetzt versagt ist, genießen, sie werden ihn als den Freund und Lehrer der Wahrheit schätzen können. —

Ueberall dieselben Märchen.

„Wenn wir wachen,“ sagt ein alter Philosoph, „so haben wir alle eine und dieselbe Welt; wenn wir aber träumen, so hat jeder seine eigene.“ Dieser Satz kann in der Verschiedenheit der äussern Verzierungen des metaphysischen Kartengebäudes, das der menschliche Geist, ohne die Hilfe der Erfahrung, zu allen Zeiten und in jedem Winkel der Erde aufgerichtet hat, seine völlige Richtigkeit haben; aber der innere Plan und Zweck des Ganzen war und ist noch bis jetzt überall derselbe. Es scheint, daß der Mensch eben so unsicher ohne die Erfahrung als das Kind ohne den Gängelband geht. Sobald der Mensch die Erfahrung verläßt, treibt ihn seine Phantasie in's Land der Chimäre, wo er Abendtheuer aufsucht und findet, die denjenigen des Ritters von der traurigen Gestalt ähnlich;
aber

aber bey weitem nicht so lehrreich und unterhaltend sind.

Dem Philosophen, der in den religiösen Ideen der Völker beider Hemisphären die Spuren der allgemeinen Weltgeschichte aufsucht, muß es auffallend seyn, dieselben Ideen und dieselben Fabeln der kultivirten Europäer bey den wildesten Horben der neuen Welt wiederzufinden. Der Glaube einer allgemeinen Sündfluth, eines mächtigen bösen Wesens u. s. f. herrscht sowol jenseits als diesseits dem Atlantischen Meere. Soll er aus dieser Uebereinstimmung schließen, daß eine solche Begebenheit sich auf beyden Halbkugeln wirklich eräugnet habe, und daß sie vor- mals mit einander verbunden gewesen; oder muß er glauben, daß die Einbildungskraft der Menschen, die von denselben Leidenschaften gelenkt und derselben Schwäche unterworfen, auch überall dieselben Fabeln habe aushecken müssen? Der Theolog entscheidet für das Erste, und der gesunde Menschenverstand, der keine Hypothesen durch seichte Gründe zu unterstützen hat, stimmt für das Letztere. Wir entscheiden nichts, und begnügen uns damit diese Uebereinstimmung durch einige Beyspiele zu zeigen.

Auf

Auf den weitentlegnen Freundschafts-Inseln finden wir den abscheulichen Gebrauch den Zorn Gottes durch menschliche Opfer zu besänftigen, der vormals in den Arabischen Wüsten und in den Wäldern unsrer Vorfahren herrschte, wieder. Im Königreiche T u i d a auf der Sclaoenküste erkennt der Neger zwey mächtige, herrschende Wesen, ein gutes und ein böses. Das gute wohnt über den Wolken, und beschäftigt sich, ihrer Meinung nach, bloß damit sie zu beglücken und ihnen Wohlthaten zu erzeigen. Sie verehren es nicht; aber das böse Wesen, das sie A g o j a nennen, verehren und beten sie an. Denn das gute Wesen, sagen sie, braucht nicht versöhnt zu werden. Wer sieht nicht hier den ganzen Grundriß unsers theologischen Gebäudes! Der A g o j a auf der Afrikanischen Küste ist nur der Farbe nach von unserm Teufel unterschieden; denn anstatt, daß wir den unsrigen schwarz malen, malen sie den ihrigen weiß *). „Gott,“ sagt „die Mexicanische Tradition, „schuf einen Mann „aus der Erde, und blies ihm einen lebendigen „Hauch ein. Nachher schuf er eine Frau, die „er

*) Encyclopedie des Voyages.

„er aus dem Leibe des Mannes zog. Er verbot
 „ihnen, sich in einer gewissen Quelle zu baden;
 „sie übertraten dies Gebot, und wurden beyde,
 „dieser Uebertretung wegen aus der schönen Ge-
 „gend, die sie bewohnten, auf einen unfruchtbaren
 „Berg verbannt. In der Folge kam eine Sünd-
 „fluth, die alle ihre Kinder bis auf eine einzige
 „Familie, die sich in ein Boot auf einen hohen
 „Berg rettete, verschlang. Diese wenigen Men-
 „schen, die dem allgemeinen Unglücke entronnen
 „waren, theilten sich nachher in zwey Familien,
 „die Eine hies *Chichemeques*, die Andre
 „*Mayatlaves*, von dieser letzten stammen
 „die Bewohner von Mexico ab.“ Hier fin-
 den wir die ganze Mosaische Tradition vom Sün-
 denfalle unsrer Stammeltern, von der allgemei-
 nen Ueberschwemmung u. s. f. in Mexico
 wieder. Das Gebäude ist ganz dasselbe, bloß
 die Verzierungen etwas anders modificiret; ver-
 wandelt man die Quelle in einen Apfelbaum, so
 verschwindet der Unterschied ganz, und beide
 Traditionen werden einander völlig gleich. Cook
 fand, daß die Bewohner der Insel *Otaheiti*
 ihre Todten in dem Tempel ihrer Götter begruben;
 und sind unsre Kirchen nicht noch bis jetzt Kirch-
 höfe?

höfe? In Congo mitten in Africa finden wir die Feuer- und Wasserproben unsrer Vorfahren wieder. Der Beschuldigte muß daselbst eine glühende Kohle zwischen seinen Zähnen halten und eine bestimmte Strecke damit gehen, um seine Unschuld zu beweisen; zuweilen auch über einen Fluß schwimmen und dabey beständig den Præster mit unverwandten Augen ansehen. Die Religion verbietet den Bewohnern von Congo einen Fremden in ihrem Lande zu begraben, damit die heilige Erde daselbst nicht entweiht werde. Hat man in Spanien und Portugal die Protestanten besser behandelt? In Peru verbrannte man auf dem Altare der Sonne jährlich die Erstlinge des Feldes, und bey den Juden galt dieses Opfer für ein Gebot Gottes, das stets unverbrechlich gehalten wurde. Kurz, wir finden überall und zu jeder Zeit dieselben Fabeln wieder, deren einziger Unterschied, wie schon gesagt, darinn besteht, daß sie nach dem verschiednen Grade der Aufklärung der Völker, die sie erdichtet, mehr oder weniger schön eingekleidet sind. Die grobe Metaphysik des Groenländers, nach welcher seine Angikoks oder Priester, seine Seele, wenn sie verwundet worden,

den, wieder auspfücken, ist eben so genau seinem Grade der Cultur angemessen, als die unsichtbare, untheilbare und unergängliche *Monas* des grossen *Leibnitz* dem unsrigen angemessen ist.

Die Ursache dieser Uebereinstimmung aller metaphysischen Träumereien auf der ganzen Erde ist wahrscheinlich der Stolz, der allen Menschen von jeher eigenthümlich gewesen. Nach dieser Leidenschaft hat sich der Mensch stets als den Liebling des Himmels, als den Mittelpunkt des ganzen Weltalls angesehen. Von dieser Leidenschaft besetzt rief der Heerführer der *Fuuden*: „*Sonne* siehe still zu *Gideon* und *Mond* im Thale *Njalon*.“

Dieser nemliche Stolz verwandelte die Stammväter und Helden aller Nationen in Heroen und Göttersöhne; daher *Bachus* der Sohn des *Jupiters*, *Romulus* der Sohn des *Mars*, *Achilles* der Sohn der *Lhetis* u. s. f. daher die Erscheinungen der Götter auf der Erde unter der Gestalt eines Fisches, einer Schlange, eines Menschen, und tausend andre Abgeschmacktheiten, die man in der Geschichte der Völker des Alterthums fast auf jeder Seite antrifft, und die man selbst in unsern Zeiten sich noch

noch nicht schämt nachzuschmieren. Diese Fabeln haben Völker gegen Völker bewafnet, die Erde mit Menschenblute gefärbt und Städte und Länder verheeret! Dank sey es der fortschreitenden Aufklärung, daß diese Zeiten der Barbarey vorüber sind, und daß das Menschengeschlecht keine Erneuerung solcher Szenen mehr zu befürchten hat. —

Alle unsere Kenntnisse sind Resultate
der Erfahrung.

Die erste Wahrheit, die bey der geringsten Beobachtung meiner selbst sich unwiderstehlich meinem Verstande aufdringen muß, ist unstreitig diese: daß ich existire, und daß die Gegenstände außer mir, durch meine Sinne auf mich wirken. Diese verschiedenen Eindrücke der Sinne mit einander zu vergleichen, ist das Geschäft meines Verstandes. Bey einem einzigen Eindrucke findet keine Vergleichung statt; er kann, nach dem verschiednen Grade seiner Stärke oder Schwäche

E

weis

weiter nichts als die Idee des Vergnügens oder des Schmerzes in mir erregen, und ich nenne diesen sinnlichen Eindruck eine Empfindung. Unter zwey sinnlichen Eindrücken aber, die zugleich auf mich wirken, findet jederzeit ein Verhältniß statt. Man legt mir z. B. zwey fast gleichgefärbte Tücher vor, von welchen ich dasjenige, das die hellste Farbe hat, aussuchen soll. Was thue ich? Ich nehme diese Tücher in Augenschein, ich bin aufmerksam auf die verschiednen Eindrücke, welche die Farben derselben auf mein Auge machen, vergleiche den Grad ihrer Stärke, und halte dasjenige für das hellste, wovon mein Auge den stärksten Eindruck erhält, und das Resultat dieser Vergleichung nenne ich ein Urtheil. Diese Urtheile entspringen nun, entweder aus der Vergleichung solcher Eindrücke, deren Gegenstände unmittelbar vor unsern Augen liegen, oder aus der Vergleichung solcher Eindrücke, die wir durch Hülfe unsers Gedächtnisses uns wiederum vergegenwärtigen und hervorrufen können; jene sind stets klar und deutlich, diese oft dunkel und unsicher. Ich höre z. B. die Stimme eines Mannes, den ich nicht sehe, und den ich vorher nur selten habe sprechen hören. Will ich untersuchen

then ob mir seine Stimme bekannt ist, so muß ich schon die Stimme, die ich jetzt höre mit dem Eindrücke einer andern, die in meinem Gedächtnisse aufbewahrt ist, vergleichen und so auf die Aehnlichkeit dieser Stimme mit der vormals gehörten schließen. Hier hängt die Richtigkeit meines Urtheils, wie man leicht sieht, ganz allein von der Stärke meines Gedächtnisses ab.

Alle unsre Kenntnisse entspringen nun aus dieser Vergleichung äußerer Gegenstände mit einander, oder besser gesagt, aus der Vergleichung der Eindrücke, die sie auf uns machen. Unser Verstand ist weiter nichts als das Resultat aller dieser Vergleichungen, die wir Urtheile nennen. Die Stärke oder Schwäche unsers Verstandes beruht also auf die mehr oder mindere Anzahl dieser Vergleichungen, die wir anzustellen fähig sind. Nun ist aber jede Vergleichung mit einer gewissen Art Anstrengung verbunden, die in sich selbst mehr oder weniger mühsam ist, und der wir uns, ohne in dieser Vergleichung einiges Interesse zu haben, ungerne aussetzen wollen. Warum ist z. B. der Fuchs schlauer und listiger als das Schaf? weil jenen der Hunger erfinderrisch macht; indes dieses überall ohne die geringste Mühe sein Futter findet.

Hang zum Vergnügen und Absehen vor Schmerz sind die beiden grossen Triebfedern, die die menschliche sowol als die thierische Maschine in Bewegung setzen, und auf diese beiden Empfindungen läßt sich am Ende alles, was sie auszurichten im Stande ist, zurückführen. Aus dieser Quelle entspringen unsre Leidenschaften, deren vereinte Wirkung, das was wir den Character nennen, ausmacht. Selbst der mächtige Hang, der uns die dornenvolle Bahn der Künste und Wissenschaften durchwandern hilft, läßt sich unmittelbar aus dieser Quelle ableiten. Jede mehr als gewöhnliche Anstrengung in irgend einem Fache der Wissenschaften setzt eine große Leidenschaft, ein starkes Interesse voraus, ohne welches der Mensch, der jede Anstrengung als einen physischen Schmerz seiner Natur nach zu vermeiden sucht, diese Bahn entweder nie betreten, oder doch auf halbem Wege in derselben stehen bleiben würde. Ich studire z. B. die Geseze meines Vaterlandes; um sie gehörig zu verstehen, muß ich das grenzenlose Gebiet der Geschichte durchwandern; ich muß die jetzigen und vormaligen Konnectionen meines Vaterlandes mit andern Staaten mit vieler Mühe

Mühe meinem Gedächtnisse einzuprägen suchen; damit ich auf diesem gewiß nicht leichtem Wege zu meinem Ziele gelange. Ist die Liebe meiner Mitmenschen oder das Wohl meines Vaterlandes der unmittelbare Endzweck, den ich mir bey meinem Fleiße vorsehe? Unser Stolz bedient sich zwar oft dieser glänzenden Farbe; allein die Erfahrung zieht diesen Schleier, womit wir so gerne unsre Absichten verhüllen, weg, und zeigt uns, daß der geheime Antrieb, den wir uns so oft gerne selbst verbergen möchten, immer die Hoffnung ist einen oder den andern einträchtlichen und ehrenvollen Posten in unserm Vaterlande durch unsern Fleiß zu erwerben. Die Besoldung, womit dieses Amt, nach welchem wir streben, verbunden ist, giebt uns Mittel an die Hand, unsern Hang zum Vergnügen zu befriedigen, weil jedes physische Vergnügen dem feil steht, der es zu bezahlen im Stande ist; und so läßt sich der so sehr gepriesene Trieb zu den Künsten und Wissenschaften, den man uns nicht selten als eine Art göttliche Inspiration zu schildern pflegt, sehr leicht aus seiner Urquelle, der physischen Reizbarkeit des Menschen ableiten. Selbst die edle Freundschaft, dies Thema alter und

neuer Deklamationen, deren göttlichen Ursprung
 Dichter und Moralisten von jeher zu besingen
 und zu beweisen gesucht haben, verdankt ihre
 ganze Existenz unserm Hange zum physischen
 Vergnügen. Wenn ich aufrichtig und ohne
 meinem Stolze zu schmeicheln, die Empfindun-
 gen meines Herzens zergliedern will, so werde
 ich bald finden, daß meine Selbstliebe der Grund
 meiner Freundschaft ist. Denn, was liebe ich
 anders in meinem Freunde als meinen Vortheil
 und mich selbst? Was schätze ich in ihm anders,
 als diejenigen Eigenschaften, aus welchen ich
 unmittelbaren Nutzen ziehe; was suche ich in
 ihm anders als den Mann, dem ich jederzeit
 meinen Kummer klagen, auf dessen Schultern
 ich einen Theil der Last, die mir allein zu schwer
 scheint, werfen kann; der im Nothfalle, wenn
 meine Hand und mein Kopf nicht zureichen, mit
 Vergnügen beide für mich verwendet. Seine
 Gesellschaft, seine Unterhaltung ist mir lieb, weil
 sie mich dem Drucke der Langeweile, der ich
 ohne dieselbe ausgesetzt seyn würde, entzieht;
 und die Langeweile ist ein physischer Schmerz,
 dem ich so schnell wie möglich auszuweichen su-
 che. Man wird diese Wahrheit nicht länger
 be-

bezweifeln, wenn man nur annimmt, daß durch irgend einen Zufall, Krankheit oder andre unvor-
 muthete Unfälle, dieser Freund alles das ver-
 ren sollte, was uns seinen Umgang vormals
 schätzbar und angenehm gemacht. Gesezt dieser
 Freund, den wir sonst so sehr liebten, hätte nun
 auf einmal sein Gehör, seine Sprache und kurz
 den ganzen Gebrauch seiner Sinne verlohren,
 würden wir ihn noch mit eben der Wärme mit
 der wir ihn vormals liebten, lieben und schätzen
 können? Er bleibt indessen doch dasselbe Indivi-
 duum und wenn unsre Freundschaft nicht bloß
 Selbstliebe wäre, so müßten wir ihn selbst jetzt,
 da er nur diejenigen Eigenschaften, die uns einst
 nützlich waren, verlohren hat, noch eben so sehr
 wie vormals lieben und schätzen können. — Ihr
 Platoniker in der Liebe und Freundschaft, die
 ihr immer die Triebfedern eurer Empfindungen
 über den Wolken suchet, lenket euer Behiel
 meinethwegen immerhin wie *Tichode Brahe*
 nach dem Laufe der Sterne; aber erlaubet, daß
 ich dem heilsamen Rathe seines Rutschers folge,
 der das für albern hielt, und seinen Weg auf der
 Erde suchte!

Alle Empfindungen unsers Herzens, alle Kenntnisse unsers Kopfes entspringen aus dieser physischen Reizbarkeit, oder wenn wir lieber wollen, aus der Selbstliebe, die sich auf tausendfache Art modifizirt und abändert. Ich bin überzeugt, daß es keine Leidenschaft in unserm Charakter, keine Empfindung in unserm Herzen giebt, die sich nicht aus dieser Quelle ableiten läßt. Wenn wir manchmal die Spur derselben verlieren, sie nicht bis an ihre Urquelle verfolgen können, so liegt dies offenbar an unsrer Unfähigkeit, daß wir nicht im Stande sind, unsre Empfindungen sorgfältig genug zu zergliedern. Diese Analysis unsrer Empfindungen kann, wenn wir sie recht benutzen, uns zu großen und wichtigen Kenntnissen führen; sie kann dem Gesetzgeber und dem Erzieher unendlich viel Licht in seinen Nachforschungen geben, indem sie ihm die geheimen Triebfedern der Maschine, die er lenken und regieren soll, aufdeckt, und welche er, wenn anders die Bewegungen, welche er sie ausführen lassen will, seinem Endzwecke entsprechen sollen, nothwendig wissen muß.

Welches sind die Erzieher des
Menschen?

Noch jetzt bin ich der Schüler der Natur, wann werde ich aufhören es zu seyn? Wenn mein Daseyn aufhört, wenn ich sterbe — In dem Vorhergehenden habe ich schon gezeigt, daß der Mensch alle seine Kenntnisse den sinnlichen Eindrücken der Gegenstände, die ihn umgeben, verdankt. Sieht man dies zu, so muß man auch als eine nothwendige Folge desselben mir einräumen, daß diese äußere Gegenstände, mit welchen der Mensch von seiner Wiege an bis zu seinem Grabe umgeben ist, durch ihre Eindrücke, die sie unaufhörlich auf seine Sinne machen, außerordentlich viel zu seiner Erziehung beitragen müssen. Nun hängen aber, weder diese Gegenstände selbst, noch die Eindrücke derselben, die sie auf uns machen, von uns selbst; sondern vom Zufalle ab. Man sieht also deutlich, daß der

Zufall, der diese Gegenstände uns vor Augen bringt, mit allem Rechte unser Lehrer genannt werden kann. Wir brauchen, um dies deutlich einzusehen, nur zu untersuchen, auf welche Art wir die Eigenschaften der Körper haben kennen gelernt; wie wir zu den Begriffen ihrer verschiedenen Figur, Ausdehnung, Schwere, Härte u. s. f. gekommen sind. Der größte Theil unsrer Mitmenschen, der täglich schwere Lasten hebt und wegräumt, sich des Hebels und anderer mechanischer Maschinen bedienet, weiß nichts von dem aus der Erfahrung abstrahirtem Satze der Mechanik, daß das Product aus der Entfernung der Last vom Ruhepunkte demjenigen der Kraft multipliziert mit der Entfernung derselben von eben diesem Punkte gleich seyn müsse, um die Last mit der Kraft im Gleichgewichte zu erhalten. Das Kind geht, um über einen etwas breiten Graben zu springen, vorher einige Schritte rückwärts, um seinem Körper durch den Lauf den gehörigen Andrang zu geben, ohne sich träumen zu lassen, daß die Masse seines eignen Körpers multiplicirt mit der Geschwindigkeit desselben diesen Andrang hervorbringt. Es würde lange haben warten müssen, wenn, um über die-

diesen Graben zu springen, sein Lehrer ihm nothwendig diesen mechanischen Satz vorher hätte demonstrieren müssen.

Dies ist gewiß nicht der Weg auf welchem der Mensch diese ersten Begriffe erhält; die Natur schlägt einen ganz andern mit ihm ein. Ein Kind läuft in einem Garten herum, ein Ziegel fällt von dem Dache eines Gebäudes, in ein unter demselben wegfließendes Wasser, und sinkt sogleich zu Boden, indeß ein Stück Holz, das es selbst von obngefähr hineinwirft, auf der Oberfläche desselben schwimmt. Das Kind, welches beide Erscheinungen sieht, erhält sogleich den Begriff der verschiedenen Schwere dieser beiden Körper; es vergleicht, urtheilet und schließt. Wirft es ferner in eben diesem Garten mit Steinen gegen einen Blumentopf und gegen eine Mauer des Gartenhauses, sieht es, daß der Stein den Blumentopf zerschmettert, von der Mauer aber zurückprellt: so erhält es den neuen Begriff von der verschiedenen Härte der Körper. Auf diese, oder doch auf eine ähnliche Art gelangt der Mensch zu seinen ersten Kenntnissen, und der Zufall, der die Gegenstände um ihn her abändert, ist sein Lehrer.

Aber

Aber nicht allein diese ersten allgemeinen Begriffe von den Dingen um uns her verdanken wir dem Zufalle; sondern nicht selten auch die ganze Bestimmung unsers künftigen Schicksals, die Richtung unsers Kopfes und die Entwicklung unserer Talente; er bildet weit bessere Mathematiker, Dichter, Schauspieler u. s. f. als alle unsre Akademien Universitäten und Gymnasien samt und sonders. *Newton* sitzt unter einem Baume in seinem Garten, ein Apfel fällt auf seinen Kopf, der Schmerz, den er davon empfindet, leitet ihn auf die Idee des Druckes fallender Körper, die er verfolgt und endlich aus derselben das Gesetz der Attraction, nach welchem die Planeten sich in ihren Bahnen um die Sonne bewegen, entwickelt. Einem Zufalle verdanken wir also diesen grossen Mann, durch dessen Entdeckungen, unsre jetzige Sternkunde so sehr bereichert worden. *Moliere*, der Sohn eines Tapetenwinklers wurde von seinem Vater zu diesem Handwerke erzogen. Sein Grossvater, der den Knaben liebte, nahm ihn oft mit in die Komödie, dem Vater mißfiel dies; er machte dem alten Mann einst in Gegenwart des Knaben Vorwürfe darüber, und sagte: „Wollen Sie

„Sie denn aus dem Jungen einen Komebianten bilden?“ — „Wollte Gott,“ rief der alte Mann mit Wärme, „daß er einst ein so guter Schauspieler als Montrose werden mögte!“ Diese Antwort des alten Mannes wirkte so stark auf Moliere, daß er sein Handwerk sogleich verließ; einen unwiderstehlichen Hang für das Theater faßte und endlich Frankreichs größter komischer Schauspieler wurde. Beispiele dieser Art ließen sich leicht mehr anführen, wenn unsre Absicht nicht wäre alle Weitläufigkeit so sehr wie möglich zu vermeiden; allein unsre Lehrer und Erzieher würden, unsrer Meinung nach, wohl thun, wenn sie die Geschichte eines jeden grossen Mannes studirten, diese kleinen Umstände sorgfältig bemerkten, und daraus die Fortschritte seines Geistes zu beobachten suchten, damit sie diese Wirkungen des Zufalls bey ihren Untergebenen benutzen, und sie oft selbst in ähnliche Lagen zu versetzen suchen könnten.

Ferner trägt die Regierungsform, unter welcher der Zufall den Menschen hat gebohren werden lassen, nicht wenig zur Erziehung desselben bey. Der flüchtigste Blick, den wir auf einige Nationen werfen, wird uns von der Wahrheit

heit dieser Behauptung hinlänglich überzeugen. Wem fällt nicht der Unterschied der alten und neuen Griechen, der vormaligen Römer und heutigen Italiener auf. Hier ist dasselbe Klima, dieselbe Organisation, aber welche Verschiedenheit der Menschen! Edel, tapfer, voll Offenherzigkeit und Großmuth waren die Zeitgenossen eines Miltiades und Aristides; feige, selawisch, heimtückisch und betrügerisch sind ihre Nachfolger unter der Despotie des Ottomanischen Zepters geworden. Das Volk, das zur Zeit eines Marius, Sylla und Pompejus die ganze Welt zu besiegen wußte, kann jetzt weiter nichts als singen, mahlen und Gift mischen. Warum ist der Engländer offen, großmüthig und jeder edlen Handlung fähig, indest der Spanier verschlossen, filzig und unthätig ist? Weil die Gesetze dem Erstern das edelste Gut des Menschen die Denkfreyheit erlauben, und seine Person und Eigenthum gegen alle Gewaltthätigkeit schützen; da im Gegentheil der Letztre keinen Gedanken ohne die Einwilligung des Priesters und keinen Werth in den Augen seiner Mitbrüder ohne das gnädige Lächeln seines Königs haben darf. So modelt sich der

Char:

Character einer ganzen Nation stets nach ihrer Regierungsform. Daß der Republikaner offen, bieder und ein Feind aller niedern Schindicheley seyn muß, ist eine ganz natürliche Folge seiner Regierungsform; so wie es der unleugbare Character der Despotie ist, die Sklaven, die unter seiner eisernen Ruthe seuffzen, niederträchtig, hinterlistig und kraftlos zu machen. —

Die Erziehung des Menschen hängt also, wie wir gesehen haben, keinesweges einzig und allein von der Klasse Menschen, die zu diesem Amte bestimmt sind, ab. Wir können daher die Vervollkommnung derselben nicht allein von ihnen erwarten; die Regierungen müssen das Ihrige dazu beitragen; ihre Gesetze müssen dem Erzieher nicht bey jedem Schritte entgegen wirken; sondern übereinstimmend mit seinen Lehren dem Zögling Tugend und Vaterlandsliebe zur Nothwendigkeit machen.

Von den verschiedenen Begriffen, welche
sich die Menschen über Tugend
und Laster machen.

Eine der schädlichsten Wirkungen unsrer vernachlässigten Erziehung ist unstreitig diese, daß sie uns statt Sachkenntnissen mit leeren Worten abzuspeisen pflegt. Man zwingt uns Löhne und Wörter mit unsäglicher Mühe auswendig zu lernen; von deren Bedeutung wir nicht den mindesten Begriff haben, und häuft so unser Gedächtniß mit einem unnützen Busto an, den wir nachher, ungeachtet aller unsrer Mühe, kaum fähig sind wieder heraus zu schaffen. Hierdurch bringt man uns wirklich in eine weit schlimmere Lage, als wenn wir gar keinen Unterricht genossen hätten; weil die Lage der Unwissenheit der unsrigen weit vorzuziehen ist; denn derjenige, der bloß unwissend ist, kann, sobald er Gelegenheit hat, etwas lernen; allein derjenige, der sich mit vieler Mühe falsche Kenntnisse erworben, muß

muß erst seines Irrthums überführt werden, und dann seine falschen Begriffe ablegen, ehe er neue Wahrheiten lernen kann. Was die Richtigkeit dieser Behauptung anbetrifft, so berufe ich mich auf die innere Ueberzeugung eines jeden unbefangnen, denkenden Mannes. Er frage sein Gewissen, und ich bin überzeugt, es spricht für mich. —

Unter der Menge von Wörtern, die nichts weiter als relativ sind, oder deren Bedeutung nicht eher verständlich werden kann, als bis wir sie auf sinnliche Gegenstände angewandt haben, gehören besonders auch die Wörter: Tugend und Laster, deren Bedeutung sehr schwankend, und gleich dem geometrischen Verhältnisse zweyer Grössen auf verschiedene Art angegeben werden kann. Die Sprache einer jeden kultivirten Nation ist voll von solchen Wörtern, deren Bedeutung so schwankend ist. So sind z. B. die Wörter: Grösse, Stärke, Güte u. s. f. deren Bedeutung ohne Anwendung unverständlich ist. Denn eine und dieselbe Sache, je nachdem sie mit einer andern verglichen wird, kann groß und klein, stark und schwach, gut und schlecht seyn. So ist z. B. eine Fliege groß in Vergleichung mit einer Käsemilbe, klein mit einem

Wallfische; der Mensch ist stark, verglichen mit einem Insecte, schwach mit einem Elephanten u. s. f. Man sieht aus den angeführten Beyspielen, daß diese Wörter ohne Anwendung unverständlich, und ganz andrer Art, als diejenigen sind, welche bloß sinnliche Gegenstände bezeichnen. Das Wort Tugend hatte bey verschiedenen Nationen auch eine verschiedne Bedeutung. So wurde z. B. das *Edlibat* bey den Samniten als eine Strafe der Feigheit und des Lasters angesehen; wer in der Schlacht seinen Posten verließ, durfte kein Weib nehmen; und in Spanien und Portugall ist der unverheirathete Stand eine der ersten Tugenden. In Rom, Athen und Lazedämon errichtete man dem Patriotismus Ehrensäulen, und in Frankreich lohnte man unlängst noch den Patrioten mit der Bastille. Der Grieche verehrte die Liebe als eine Gottheit, und der heutige Theolog hält sie für eine Todsünde. Am Ganges war es Sünde ein lebendiges Thier zu tödten, und in Jerusalem würgte es der geheiligte Priester auf dem Altare seines Gottes. In einem Theile von Europa heißt mit der Priester auf dem Befehle meines Gottes

Wein

Wein trinken; indeß er mir in dem andern das Weintrinken als eine gottlose Handlung verbietet. Wie schwankend, wie lokal sind die Begriffe der Menschen! Jedes Klima hat seine eignen Hypothesen, was hier für Tugend gilt, nennt man dort Laster. Woher dieser Widerspruch, da doch eine jede geometrische Wahrheit in Peking auf dieselbe Art wie in Berlin demonstirt, und nie bestritten wird? Weil eine jede geometrische Wahrheit, wie verwickelt sie auch seyn mag, doch stets auf die ersten Gründe unsrer Erkenntniß kann zurückgeführt werden, und weil die Menschen nicht das mindeste Interesse haben diese Wahrheiten aus einem verschiedenen Gesichtspuncte zu sehen, welches in der Moral nicht selten der Fall ist.

Wenn die Moralität menschlicher Handlungen, anstatt auf religiöse Meinungen, die sich unaufhörlich abändern, auf einfache und unwandelbare Grundsätze gegründet wäre; wenn wir einen allgemeinen Maaßstab hätten, der für alle Nationen derselbe wäre, und nach welchem wir jede Handlung zu schätzen im Stande wären: so würden unsre Urtheile über Tugend und Laster übereinstimmend seyn; wir würden eine

und dieselbe Handlung nicht mehr tugendhaft an dem einen Orte auf der Erde, und lasterhaft an dem andern nennen; wir würden uns weder über leere Worte zanken, noch um Meinungen bis aufs Blut verfolgen; sondern jeder Handlung in jedem Winkel der Erde ihren richtigen moralischen Werth geben, und uns einander, wie es unsre Pflicht ist, als Brüder lieben können.

Dieser allgemeine Maasstab der Moralität unsrer Handlungen, der zum Wohl der Menschheit ungleich mehr als das so lange vergebens gewünschte allgemeine Längen und Gewichte Maas beyträgt, kann kein andrer, als der mehr oder mindere Vortheil seyn, den die bürgerliche Gesellschaft, in welcher wir leben, aus unsren Handlungen zieht. Jede unsrer Handlungen also, die dieser Gesellschaft nützlich ist, ist tugendhaft; jede andre, wodurch ihr Schaden erwächst, ist lasterhaft. Der Grad ihres Werthes läßt sich nach der mehr oder mindern Nutzbarkeit derselben leicht und ohne große Mühe ableiten. Dieser Maasstab bleibt überall derselbe, wo der Mensch in Gesellschaft lebt; kein Klima, keine Breite ändert ihn ab, nach ihm

ihm kann der Hottentot und Kamtschadale so gut wie der kultivirte Bewohner von Paris und London den Werth oder Unwerth seiner Handlungen schätzen lernen. Die vereinte Stimme unsrer Mitbürger, nicht die Willkür des Einzelnen, des Priesters spricht alsdann das Urtheil über unsre Tugend, und stellt uns unpartheyisch auf den Posten unsers Verdienstes. Unser Herz verlangt keinen andern Ausspruch, appellirt zu keinem andern Tribunale; die leise Stimme unsers Gewissens billigt stets ihren lauten Ruf; wir fühlen uns überzeugt und gestehen gerne, daß die Stimme des ganzen Volkes auch die Stimme Gottes sey. —

 Von den Leidenschaften.

„Der Mensch muß gegen seine Leidenschaften kämpfen und sie zu unterdrücken suchen“! rufen unsre Theologen uns unaufhörlich zu. Allein ehe wir sie so grade zu auf ihr Wort verdammen, halte ich es für ungleich schicklicher, daß wir zuvor ihre Nützbarkeit oder ihren Nachtheil untersuchen. Die Moral der Theologen ist oft sehr verschieden von derjenigen des Bürgers, ihr Endzweck ist nicht derselbe, wie können es ihre Vorschriften seyn?

Um die Frage, ob die Leidenschaften des Menschen nützlich oder schädlich sind, mit einiger Deutlichkeit auseinander zu setzen, ist es durchaus nöthig, daß wir uns einen klaren Begriff von ihrem Ursprunge machen müssen. Unsre Leidenschaften entspringen alle, ohne Ausnahme, aus einer einzigen Quelle, nemlich aus
un-

unserer Selbstliebe; ihr Ursprung, was für eine Form sie auch immer annehmen mögen, ist derselbe. So wie in der Experimental-Physik die verschiedenen Farben des Sonnenstrals sich alle wiederum zu ihrer ursprünglichen weißen Farbe zurückführen lassen, müssen auch in der Moral die Leidenschaften zu ihrer Quelle der Selbstliebe zurückgeführt werden können. Die Selbstliebe heißt uns das Vergnügen suchen und den Schmerz vermeiden; und aus diesen beiden Hauptquellen lassen sich alle Leidenschaften ableiten. Liebe, Ehrgeiz, Geiz u. s. f. entspringen aus der ersten, Haß, Neid u. s. f. aus der zweiten Quelle; denn in der Liebe z. B., was auch immer einige platonische Moralisten vom Gegentheile mögen behauptet haben, lieben wir immer nur uns selbst in dem geliebten Gegenstand; wir suchen unser Vergnügen zu befördern, nicht dasjenige eines andern, welches deutlich aus der Bemerkung erhellet, daß der Grad unsrer Liebe stets mit der Möglichkeit sie zu befriedigen in dem genauesten Verhältnisse steht. Der Endzweck, den der Ehrgeizige sich vorsetzt, ist allemal ein einträchtliches Amt, oder ein ehrenvoller Posten, der ihm ein gewisses An-

sehn über seine Mitbürger, eine Art von Herrschaft über andre giebt, die er durch diese über sie erworbnne Macht als Werkzeuge zur Befriedigung seiner Wünsche gebrauchen kann. Die Absicht des Geizigen, so sehr sie auch dieser Ableitung zu widersprechen scheint, läßt sich doch eben so leicht aus derselben herleiten. Fast alle Geizhälse stammen von unbegüterten, wo nicht dürftigen Aeltern ab, nur selten wird der Sohn eines reichen Mannes ein Knicker. Sie haben selbst die Unbequemlichkeiten, die von der Armut unzertrennlich sind, geföhlet; und der Wunsch sich diesem Drucke zu entziehen und sich die Bedürfnisse des Lebens zu verschaffen, mußte nothwendig bey ihnen schon frühe rege werden. Die Furcht Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens zu leiden, ist der Sporn, der den Geizhals in allem, was er unternimmt, antreibt; der ihm den gegenwärtigen Mangel aus Furcht vor den zukünftigen erdulden hilft. So wie seine Schätze zunehmen, wird er älter; der Genuß wird aufgeschoben, bis er eine solche Summe zusammengescharret, die ihn nach seiner ersten Berechnung für allen Mangel schützen wird; allein, ehe er diese Summe

me

me erwirbt, verfließt eine Reihe von Jahren; seine andern Begierden werden durch das Alter abgestumpft; indeß Mißtrauen und Furchtsamkeit sich mit seinen Jahren vermehren, und das Gefühl seiner eignen Schwäche, das uns allen im Alter so natürlich ist, beunruhigt ihn unaufhörlich, und überzeugt ihn, daß er nie genug sammeln kann. Er vergißt endlich, daß seine Schätze ihm Anfangs nur Mittel des Genusses seyn sollten; und da er nicht mehr genießen kann, so werden diese Mittel für ihn Zweck; er scharret fort bis zu seinem Grabe, und stirbt, ohne jemals genossen zu haben.

Der Neid, eine Leidenschaft, die aus der zweiten Quelle, der Abneigung, die der Mensch gegen alles das empfindet was ihm schmerzhaft Gefühle verursacht, entspringt, ist nichts anders als der Abscheu, den ich bey dem Anblicke einer Person fühle, die mich hindert den Gegenstand meiner Wünsche, was er auch immer seyn mag, zu erlangen. Denn die Entbehrung eines Vergnügens, das ich glaube genießen zu können, erregt bey mir eine schmerzhaft Empfindung, und ich sehe denjenigen, der es statt meiner genießt, als einen Räuber an, der mir

mein Eigenthum entrisfen. So sieht z. B. ein hübsches Frauzimmer jede ihrer Gespielinnen für eine Räuberinn an, die eine Mannsperson, die vormals unter der Zahl ihrer Anbeter gehörte, an sich lockt; sie glaubt ihr Eigenthumsrecht, das ist, ihre Selbstliebe gekränkt und verzeiht eine solche Beleidigung nie oder doch nur äußerst selten. Dergleichen Beyspiele ließen sich leicht mehr anführen, und jede Leidenschaft könnte so ohne große Mühe bis zu ihrer Urquelle verfolgt werden; aber diese angeführten Beyspiele scheinen mir hinlänglich ihren Ursprung zu beweisen. Wir wollen zu der Untersuchung ihrer Nutzbarkeit übergehen.

Der Mensch ist seiner Natur nach träge, jede Anstrengung setzt einen physischen Schmerz voraus, den ihm seine Selbstliebe vermeiden heißt. Ohne irgend ein mächtiges Interesse, vor welchem diese unangenehme Empfindung verschwindet, würde er, wie Pope sagt, „gleich einer Pflanze unbeweglich festgewurzelt bleiben, sich fortpflanzen, und dann vermodern.“ Seine Leidenschaften sind es, die ihm dies lebhafteste Interesse geben, seine Begierden entflammen, die Kräfte seiner Seele in Bewegung setzen,

gen, und sie alle zur Verfolgung des Gegenstandes seiner Wünsche anspornen. Sie sind in der moralischen Welt, was die Bewegung in der physischen ist, ohne die letztere wäre alles todt in dieser, und ohne die erste, wäre weder Leben noch Kraft in jener. Der Geiz ist es, der den Menschen auf zerbrechlichen Schiffen über die Fluthen des Meeres treibt; der Hochmuth heißt ihm Berge wegräumen, Seen anfüllen, Pyramiden bauen, und in der Luft schwebende Gärten anlegen. Sie sind es, denen die Künste ihre Entstehung verdanken; denn die Liebe war es, die dem Zeichner die Bleyfeder, und dem Schaffer die Flöte in die Hand gab. Die Leidenschaften sind es, die den Künsten und Wissenschaften ihre Vervollkommung gegeben; der Ehrgeiz ist es, der dem Gelehrten das grenzenlose Gebiet der Wissenschaften durchwandern hilft, dem Staatsmann seine Arbeit erleichtert, dem Krieger Mühseligkeiten und Gefahren erdulden hilft; er ist es, der dem jungen Alexander bey den Siegen seines Vaters weinen heißt, und ihm „was bleibt mir denn übrig?“ rufen läßt; von ihm beseelt rief Correggio: „auch ich bin Maler!“ Kurz es ist immer eine oder
die

die andre Leidenschaft, die den Menschen zu großen und mehr als alltäglichen Handlungen aufmuntert. Immer sieht man es den Worten und Handlungen großer Männer an, daß sie von starken Leidenschaften beherrscht werden. Wer sieht nicht aus der Antwort Alexanders, die er seinen Macedoniern, da sie ihn um ihren Abschied baten, gab, daß die Liebe des Ruhms ihm diese stolzen Worte in den Mund legte: „Gehet Undankbare, fliehet ihr Nemmen! ich werde die Welt ohne Euch bestiegen: Alexander wird überall, wo es Menschen giebt, Soldaten finden.“ Ein edler Stolz war es, der dem Leonidas, da man ihm sagte, daß das persische Heer, das er bekämpfen sollte, so zahlreich wäre, daß ihre Pfeile die Sonne verfinstern würden, die schöne Antwort eingab, „Dessto besser, dann werden wir im Schatten stehen!“ Dies ist immer die Sprache der Leidenschaften, die für diejenigen, die sie nicht empfinden, ewig unverständlich bleibt.

Den Leidenschaften also verbannt der Mensch Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Künste und Wissenschaften; ohne sie wäre er nach dem theologischen Satze: „zu allem Guten träge.“
 Mein,

lein, man könnte hier recht gut den Einwurf machen, daß eben diese starken Leidenschaften, sowohl einen Catilina als einen Brutus, einen Mordbrenner so gut als einen Patriot zu bilden können. Ich antworte, daß dasselbe Feuer dem Menschen nützlich oder schädlich werden kann, je nachdem er es zu lenken und zu gebrauchen versteht. Er findet es heilsam und nützlich, wenn es seine vor Kälte erstarrten Glieder erwärmt und belebt, schädlich und fürchterlich, wenn die verheerende Flamme desselben seine Städte und Wohnungen in Asche verwandelt. Derselbe Wind, der die mit den Schätzen entfernter Welttheile beladenen Schiffe in den erwünschten Hafen führt, zertrümmert andere, und begräbt sie mit ihren Schätzen im Schooße des Ozeans. So ist alles sowohl in der physischen als in der moralischen Welt nützlich und schädlich, je nachdem es zu diesem oder jenem Endzwecke angewendet wird. Die Leidenschaften des Menschen können also als bewegende Kräfte, die ihn seiner Unthätigkeit entreißen, und ihn zu großen und ungewöhnlichen Unternehmungen anspornen, nicht schädlich an und für sich seyn; sie sind vielmehr Geschenke
aus

aus den Händen der gütigen Natur, die, wenn sie der Mensch gehdrig zu gebrauchen weiß, seine Glückseligkeit befördern; aber auch durch eine unrichtige Anwendung sein Elend hier auf der Erde bewürken können.

Von der Erziehung in Hinsicht auf die
Ausbildung des Verstandes.

Jeder Mensch dessen Organe nicht durch einen oder den andern Zufall zerrüttet worden, kann, wenn seine Erziehung nur nicht vernachlässigt wird, ein brauchbarer und geschickter Mann werden. Die Natur bringt nichts verstimmeltes hervor; sie gab jedem Menschen, den sie schuf, Anlagen, die durch die Erziehung entwickelt werden müssen. Das ganze Elend, unter welchem die menschliche Gesellschaft leidet, kömmt daher, weil man die Ausbildung der Mitglieder derselben vernachlässiget.

Der Mensch ist fast ganz was er ist durch Nachahmung, und die Kinder sind es noch weit mehr.

mehr. Je mehr Ansehn ihre Erzieher über sie haben, desto mehr suchen sie ihnen nachzuahmen. Es ist also äusserst nothwendig, daß der Erzieher ein genauer Beobachter seiner selbst seyn muß; sein Beyspiel und vorzüglich dasjenige des Vaters und der Mutter hat den wichtigsten Einfluß auf die Handlungen der Kinder. Das Beyspiel ist die erste und vornehmste Lection, die man den Kindern geben muß. Die Aeltern müssen den Kindern keine Laster zeigen; sondern, wenn sie sie zur Tugend bilden wollen, selbst tugendhaft seyn. —

Der Erzieher, der den Verstand seiner Untergebenen ausbilden soll, muß ein genauer und fleißiger Beobachter der Natur seyn, die er stets bey allen seinen Vorschriften zur Führerin annehmen muß. Ihr Gang ist einfach und ungekünstelt, der seinige, den er mit seinem Schüler einschlägt, kann und darf nicht anders seyn. Sie zeigt ihm unwidersprechlich, daß unsre Sinne die Quelle aller unsrer Begriffe sind; er muß also vom Sinnlichen anfangen, und sich stufenweise zum Geistigen erheben; vom Einfachen muß er zum Zusammengesetzten fortschreiten, und seinen Schülern erst Facta vorlegen, ehe

ehe er sie die Ursachen derselben erforschen lehrt. Jeder physische oder moralische Gegenstand scheint uns neue Wahrheiten zu entdecken, die sich ganz natürlich, ohne das Ansehn tiefsinniger Nachforschungen zu haben, unserm Verstande einprägen. Die Ideen des Kindes entwickeln sich, es erwirbt Kenntnisse und gewöhnt sich leicht zum Nachdenken. Dieser natürliche Gang bringt jedes Ding an seinen bestimmten Ort; man gelangt so zur Kenntniß der verwirkeltsten Wissenschaften, und erlernt sie mit Leichtigkeit.

Es ist gewiß, daß man, ehe der Uebergang zu den abstracten Wissenschaften geschieht, den Kindern eine Menge angenehmer, belustigender Gegenstände vor Augen legen muß, die ihre Aufmerksamkeit auf sich ziehen und fesseln, ihre Neugierde rege machen und sie zum Nachdenken führen; aber diese Gegenstände müssen zugleich edel und groß, müssen ihre Seele zu erheben geschickt seyn, und ihnen reichen Stoff zu Betrachtungen geben können. — Wer nichts als mittelmäßige Häuser und Gemälde gesehen, wird keinen Begriff von prächtigen Gebäuden und von den schönen Werken unserer größten Künstler haben.

Man

Man muß damit anfangen ein Kind über alles was auf seine Sinne wirket, zu belehren; jeder Gegenstand in der Natur ist merkwürdig, sobald man ihn aus dem Gesichtspunkte seines Verhältnisses, in welchem er mit der ganzen Ordnung der Dinge steht, betrachtet. Ein Insect ist in Vergleichung mit der ungeheuren Menge anderer lebendigen Geschöpfe sehr unbedeutend; aber sehr wichtig in der Ordnung der Schöpfung. Sobald man es mit Aufmerksamkeit untersucht, findet man einen wohl organisirten Körper und regelmäßige Bewegungen; die Absicht und das genaue Verhältniß in seinem Körperbau verdient Bewunderung. —

Das Sprach-Studium sollte, meiner Meinung nach, das Erste seyn, worauf ein junger Mensch, dessen künftige Bestimmung noch nicht entschieden ist, sich legen sollte. Denn durch das Mittel der Sprachen müssen die Menschen sich einander ihre Ideen mittheilen; durch sie erwirbt man sich Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften, und benützt die Entdeckungen anderer Nationen und vergangner Jahrhunderte.

Die Geschichte hat ebenfalls in der Erziehung einen ausgebreiteten Nutzen: sie zeigt uns

das bunte Gemälde vergangner Zeiten und entfernter Klimate; sie macht uns mit den tugendhaften Handlungen unsrer Vorfahren bekannt, und macht den Wunsch in uns rege sie nachzuahmen; sie flößt uns einen edlen Abscheu gegen das Verbrechen dadurch ein, daß sie uns die Schande derjenigen, die es begangen haben, lebhaft schildert; endlich kann ein junger Mensch aus der Geschichte die nützlichsten Lehren für sein künftiges Betragen schöpfen. Die Geschichte zeigt dem Staatsmanne die Gesetze verschiedener Völker, die Bewegungsgründe der Gesetzgeber, warum sie dieselben so und nicht anders gemacht; das Gute, was sie bewürket und das Unglück was sie veranlasset. Durch sie lernt der Staatsmann das Interesse andrer Nationen; sie zeigt ihm die Ursachen ihrer Größe und ihres Verfalls. Der Krieger findet in derselben in dem Beyspiele der grossen Feldherrn der Vorzeit seinen Unterricht und seine Belehrung. Sie ist überdem äufferst unterhaltend durch ihre Mannigfaltigkeit; sie reizt die Neugierde junger Leute, und zwingt ihnen ihre Aufmerksamkeit selbst wider ihren Willen ab.

Wenn dieses Fach gehörig behandelt worden, müßte man zur Mathematik und Naturlehre übergehn. Das Studium der Letztern ist leicht und angenehm, und kann als eine Erholung der Erstern angesehen werden; ein wenig Aufmerksamkeit und ein gutes Gedächtniß reichen hier zu; und auf ihr beruhen doch unsre nützlichsten Kenntnisse Handlung, Deconomie und Arzneykunde. Aber wenn ich sage, daß ein junger Mensch die Naturlehre studiren soll, so versteh ich nicht darunter, daß er jede Ursache aus ihren Wirkungen oder umgekehrt die Letztern aus den Erstern erklären soll; sondern, daß man ihm bloß einen allgemeinen Begriff davon beybringe. Man kann nachher den jungen Leuten die vorzüglichsten Schriftsteller, die über dieses oder jene Fach geschrieben haben, anzeigen, damit diejenigen, die ihre Kenntnisse erweitern wollen, sich daselbst Rathsholen, und auf den in ihrer Jugend gelegten Grund weiter fortbauen können.

Kann und muß jeder Bürger über die
Staatsverfassung seines Vater-
landes nachdenken?

Ehe wir die Frucht dieses Baums der Erkennt-
niß des Guten und Bösen berühren, müssen wir
untersuchen, ob es uns erlaubt ist, sie zu kosten.
Meiner Meinung nach ist die Frage: ob der
Bürger über die Verfassung seines Vaterlandes
nachdenken darf, von dieser: Ist es einem Staa-
te zuträchtlicher, wenn seine Einwohner unwis-
send als wenn sie aufgeklärt sind, nicht wesent-
lich unterschieden, und die Auflösung dieser Letz-
tern wird zugleich eine Auflösung der Erstern
seyn.

Wenn der Hauptendzweck aller Regierungse-
formen, welchen Namen sie auch immer haben
mögen, nichts anders als das Wohl des ganzen
Staates ist, und wenn dies gemeinschaftliche
Glück des Ganzen nicht anders als durch das
die-

besondre Glück eines jeden Indisibuumms kann bewürket werden: so fragt es sich bloß, welches von beiden, entweder Aufklärung oder Unwissenheit den einzelnen Bürger glücklich macht. Diese Frage aber ist längst zum Vortheile der Erstern entschieden, und ich würde, wenn ich dies Problem hier auseinander setzen wollte, bloß das wiederholen müssen, was Andre über diesen Gegenstand gesagt haben. Wir brauchen gewiß im 18ten Jahrhunderte die Zeiten unserer groben unwissenden Vorfahren nicht zurück zu wünschen. Bis zum Anfange des 14ten Jahrhunderts bestand der Staat nur aus zwey Ständen, nemlich aus den Besitzern der Lehngüter, die nicht einmal den fünftausendsten Theil der Nation ausmachten, nebst der Geistlichkeit, deren Anzahl noch geringer war. Die Menschheit schaudert bey dem Gedanken, daß der ungleich größere Theil der Nation für nichts gerechnet wurde. Wir sehen, Gott sey Dank! in unsern Zeiten keine wahnsinnige Fanatiker mehr herum ziehen, die sich aus Religions Eifer den Rücken bis aufs Blut geißeln, von welchen im Jahre 1260 ganze Heere mit Ruthen bewafnet Italien durchstreiften. Hexen und Zauberer

sind mit der fortschreitenden Aufklärung verschwunden, Feuer- und Wasserproben abgeschafft, und jedes alte Mütterchen kann jetzt, ohne Gefahr als eine Hexe verbrannt zu werden, ruhig ihr Alter im Schooße ihrer Familie verleben. Die Raubschlößer der Vorzeit sind zertrümmert, blühende Städte sind in ihre Stelle getreten; zwischen dem Bauern- und Adelstand hat sich der bürgerliche allmählich erhoben, und mit diesem letztern nach und nach Poizey, Handlung und Geseße. Alles dieses verdanken wir der fortschreitenden Aufklärung; die Geschichte beweist es und ihr Ausspruch ist unpartheyisch.

Es ist eine beinahe unwiderlegbare Wahrheit, daß der Wohlstand einer ganzen Nation stets mit dem Grade der Aufklärung der Individuen derselben im genauesten Verhältnisse steht, welche Wahrheit durch die Vergleichung einiger bekanten Nationen sehr einleuchtend wird. In Portugall z. B. wo der Priester, bewaffnet mit dem blutigen Schwerdte der Inquisition und unterstützt durch ihre schrecklichen Scheiterhausen, dem Bürger jede Lectüre, selbst die Bibel verbietet; wo alles Nachdenken über Religion und Politik als ein Staatsverbrechen verboten und

und der gesunde Menschenverstand selbst, wie der Toback in Preußen mit unter die Contrabande gerechnet wird, sucht man vergebens innere Kraft und äusseres Gewicht in den politischen Angelegenheiten von Europa. Von den Britten wie eine tributarische Provinz behandelt, an dem Gängelbände ihrer Minister fortgeschleppt, folgt es blindlings ihrer höhern Leitung und hilft wider sein eignes Intresse mit dem Blute seiner Bürger Brittaniens Siege erfechten. In einem solchen Lande kann der Bürger seinem Vaterlande nie nützlich werden; es muß seine Feldherren und Staatsmänner bey andern Völkern suchen; weil seine Verfassung dem Eingebornen nicht erlaubt sich die zu diesen Staatsämtern nothwendige Kenntnisse zu sammeln. Denn wo so soll der Portugiese seine politische Kenntniß hernehmen? Ehe er einen Posten im Staate bekleidet, ist es ihm nicht erlaubt, sich um diese Kenntnisse zu bewerben; alle Bücher über diese Materie sind in seinem Vaterlande confiscirt und in Gesellschaften wagt man es nicht darüber zu sprechen; er kann also nicht eher sich darum bemühen als grade in dem Augenblicke, wenn er sie in Ausübung bringen

fol. Die niedrige Stufe, auf welcher eine Nation steht, die ihre Feldherrn und Minister im Auslande suchen muß, brauche ich nicht weiter auszuschildern.

Welch ein verschiednes Gemälde verglichen mit diesem entnerzten, kraftlosen Staate zeigt England dem Beobachter sogleich bey'm ersten Anblicke. Mit welchem überwiegenden Gewichte mischt sich dieser Staat, der doch kaum so groß als der vierte Theil von Spanien ist, in alle politische Handel von Europa! Seine Handlung erstreckt sich über alle Welttheile, seine fürchterlichen Flotten siegen und gebieten auf allen Meeren; seine Industrie ist unbegrenzt, und die niedrigste Klasse der Bürger lebt in dieser blühenden Insel in einem Wohlstande, von dem man in andern Staaten nur höchst selten eine Spur sieht.

Die Bewohner dieses blühenden Staates sind gerade das Gegentheil von dem was die Portugiesen sind. Die Staatsverfassung der Erstern ist schnurstraks derjenigen der Letztern entgegen gesetzt, und nöthigt selbst ihre Bürger die Gesetze ihres Vaterlandes zu studiren. Es giebt in ganz England fast keinen Handwerker,

Leis

Keinen Tagelöhner, der nicht die Zeitung liest, das Ministerium beurtheilet und die Bestechlichkeit seiner Repräsentanten argwöhnet und laut darüber spricht. Kein Zeitungsschreiber fürchtet sich den seinem Vaterlande schädlichen Vorschlag eines Parlamentsglaubens öffentlich dem Volke darzulegen, das unaufhörlich seine Augen auf diese Versammlung gerichtet hat, und der strenge Richter aller ihrer Handlungen ist. Ein solcher Staat ist schwer zu unterjochen und noch schwerer ist es einem solchen Volke Ketten anzulegen. Man sieht deutlich aus diesem letzten Beispiele, daß das allgemeine Wohl der Nationen einzig und allein von der Aufklärung der Individuen, aus welchen sie besteht, abhängt; und hieraus folgt nothwendig, daß es jedem Bürger nicht allein erlaubt; sondern daß es selbst seine Pflicht sey, über die Staatsverfassung seines Vaterlandes nachzudenken. —

Von der Regierungsform
im allgemeinen.

Was ist eine Regierungsform? Nichts anders als eine Sammlung von Gesetzen und Konventionen, welche die verschiedenen Individuen einer Nation unter einander zu ihrem wechselseitigen Vortheil gemacht haben. Der Endzweck aller Regierungsformen ist das Glück des größten Theils der Nation. Es giebt also ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit der jetzigen Staatsverfassungen eigentlich nur zweyerley Art Regierungsformen, nemlich: die Erste, deren Gesetze und Konventionen alle, ohne Ausnahme den Vortheil des größten Theils der Nation beabsichten, die Zweite, deren Gesetze und Konventionen den kleinern Theil der Nation auf Unkosten des größern begünstigen. Die Erste dieser Staatsverfassungen nennen wir eine gute, die andre eine schlechte Regierungsform.

Doch

Doch um dies deutlich einzusehen, ist es nöthig, daß wir uns einen richtigen Begriff von der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft und dem Ursprunge dieser Geseze und Konventionen machen.

Der Mensch ist seiner Natur nach ein schwaches, wehrloses Geschöpf, das seine Gattung fortzupflanzen fähig ist. Die unmittelbare Folge seiner Schwäche ist, daß er, sobald er seines Gleichen findet, seine isolirte Lebensart verläßt, und mit ihnen in Gesellschaft zu leben sucht. Der Grund seiner Geselligkeit ist, entweder sich mit ihrer Hülfe gegen wilde Thiere, die ihm allein an Stärke überlegen sind, zu schützen, oder andre, die zu seinem Unterhalte dienen, zu tödten. Mit diesem ersten Schritte zur Geselligkeit gründen sich zugleich alle Konventionen der Jagd und des Fischfangs. Die Fähigkeit, die er hat, seine Gattung fortzupflanzen, zieht die Vermehrung der Bewohner einer Gegend nach sich; und hieraus entsteht ein Mangel an Nahrungsmitteln; der Wald hat nicht Wild, der See nicht Fische genug sie zu ernähren. Gedrungen durch die Nothwendigkeit seine Bedürfnisse zu befriedigen, geht der Mensch

zum

zum Hirtenstand und zum Ackerbau über; die Größe des Erdreichs, den er bewohnet, bestimmt seine Lebensart; ist er groß genug, so lebt er von der Viehzucht; ist aber seine Ausdehnung zu klein für die nun schon zu sehr vermehrte Zahl der Bewohner desselben, so verläßt er sein Nomadenleben, legt sich auf den Ackerbau, und sucht seinen Unterhalt aus dem Schooße der Erde. Mit diesem seinen neuen Stande schlingt sich das Band seiner gesellschaftlichen Verbindung mit seinen Mitgeschöpfen allmählig näher zusammen; er lebt in neben einander gebauten Hütten, und macht Konventionen mit ihnen, Kraft welchen der Ochse demjenigen, der ihn füttert, und die Aernthe des Feldes dem, der es anbauet, gehdret. Sein Interesse treibt ihn zu diesen Konventionen; denn wäre es einem unter ihnen erlaubt, die Früchte des Feldes, das er nicht bearbeitet, zu rauben, so würde keiner seinen Acker mehr bearbeiten, und das nächste Jahr würde die ganze Gesellschaft dem Elende des Hungers und des Mangels ausgesetzt seyn.

Das Bedürfniß des Menschen seinen Acker anzubauen leitet ihn unvermerkt auf das erste,
noth-

nothwendige Recht des Eigenthums, welches sich auf seine Person, sein Leben, seine Freiheit, seine Güter und seine Gedanken erstrecket. Die Verletzung dieses ersten heiligen Rechtes zieht nothwendig Strafen gegen den Beleidiger nach sich; denn sobald einer dieser kleinen Gesellschaft sich ungestraft des Eigenthums eines andern bemächtigen kann, erhebt sich ein innerer Krieg unter ihnen; alle Bande der Gesellschaft werden aufgelöst, und die Menschen fliehen und vermeiden sich einander wie Raubthiere. Dieses Eigenthumsrecht ist das erste aller Gesetze, es erhält Ruhe und Frieden in allen bürgerlichen Gesellschaften; aus ihm entspringt die Gerechtigkeit, die einzige Quelle aller andern Tugenden, welche allein darinn bestehet, einem jeden das Seinige zu geben, und folglich eine unmittelbare Folge des Eigenthumsrechts ist. Alle Gesetze sind zufolge dem nichts anders als so manche verschiedene Mittel, wodurch dieses heilige Recht dem Menschen zugesichert wird.

Meine Gedanken sind allerdings mit unter diesem Eigenthumsrechte begriffen; denn jeder z. B., der es mir wehren will, meinen Gott auf die Art zu verehren, die ich für die ihm ange-

gemessenste halte, verlezet dies mein Eigenthumsrecht, und ist, wer er auch immer seyn mag, strafbar. Es giebt nur einen einzigen Fall, wo diese Freiheit meiner Gedanken beschränkt werden darf, und der tritt ein, sobald ich zu dieser meiner neuen Religion Proseliten zu machen suche, sie so weit ich kann ausdehne, und Andulksamkeit gegen andre Sekten den Anhängern derselben einzuprägen mich bestrebe. Alsdann erfordert es die öffentliche Sicherheit, daß der Magistrat, dem das Wohl des Staates anvertrauet ist, diese Religion, die sobald sie zur herrschenden wird, in eine verfolgende Sekte ausartet, zu unterdrücken suche.

Keines dieser aus der Gerechtigkeit und dem Eigenthumsrechte abgeleiteten Gesetze ist seiner Natur nach so heilig, daß es nicht durch Umstände, die den ganzen Staat betreffen, sollte können abgeändert werden; denn sobald das Wohl des Vaterlandes spricht, muß das Privatinteresse schweigen. Wenn meine auf dem Felde stehende, reife Aerndte dem Feinde des Vaterlandes in die Hände fallen könnte, so hat mein Vaterland das Recht mein Eigenthum zu verlezten, und mein Korn zu verbrennen. Sie hören

hören ferner auf heilig zu sehn, wenn sie dem Wohl des größern Theils meiner Mitbürger zuwider sind. Jeder Bürger hat alsdann das Recht seiner Nation dasjenige vorzuschlagen, was er für das allgemeine Beste am zuträglichsten hält; und hieraus folgt die Nothwendigkeit der Pressfreiheit in jedem wohlgeordneten Staate. Es ist wahr, es giebt noch hin und wieder Staaten, wo die Press- und oft selbst die Denkfreyheit verboten ist; allein der Grund dieses dem allgemeinen Besten so widrigen Verbots ist leicht einzusehn. Unter einer jeden großen Nation giebt es stets einige Menschen, die aus dem allgemeinen Elende ihrer Mitbürger Nutzen ziehen, und die es leichter finden einen Blinden als einen hellsehenden zu befehlen. Diese sind es, die dem Bürger das Recht freitig machen, seine Mitbürger über die unglückliche Wirkung eines schlechten Gesetzes aufklären zu dürfen. Bey der Entstehung der Gesellschaften giebt es dergleichen Menschen nicht, weil alsdann noch kein Bürger sich über das Gesetz erheben kann, weil sein Glück von der genauen Beobachtung derselben, und sein Unglück von ihrer Verletzung abhängt; und eben

die

dieses ist der Grund, warum die Gesetze bey
 der Entstehung eines Staates stets weise und
 gerecht sind, und nur mit dem Fortschritte der
 Zeit und der größern Bevölkerung desselben aus-
 zuarten anfangen. Man sieht wenigstens soviel
 aus dieser flüchtigen Schilderung, daß die
 Richtschnur aller Gesetze und Konventionen in
 einem jeden Staate stets zum Vortheil des grös-
 ten Theils seiner Bürger abzwecken müsse, und
 daß eine jede Verfassung, welchen Namen sie
 auch immer haben mag, die diesem Endzwecke
 entspricht, eine gute, und jede andre, worinn
 dieser Endzweck verfehlt wird, nothwendig eine
 schlechte Regierungsform seyn müsse. —

 Von der Politik.

Unter der Politik verstehe ich keinesweges jene ränkevolle, schlaue Kunst, deren einzige Resourcen Intriguen, Verstellung, List und Falschheit sind; die nie den geraden Weg einschlägt, sondern ewig durch krumme Umwege ihr kleines Ziel zu erreichen sucht; nicht jene armselige Raubale, die die phantastischen Bewegungen der Hofmarionetten zu berechnen, und zu ihrem Vortheile zu lenken sucht. Diese Kunst, wenn anders solch' ein schändliches Gewerbe den Namen einer Kunst verdient, entehrt den rechtschaffnen Mann, und ist dem freyen Bürger unanständig.

Unter der Politik also, von welcher ich hier rede, verstehe ich jenen weitumfassenden Staats Calcul, der die Kräfte eines Reichs, dessen Lage, sein Verhältniß gegen andre Staaten richtig abzuwägen und zu berechnen weiß. Diese Wissenschaft ist von einem ungeheuren Umfange,

obgleich ihre Principien ebenso wie die Axiomen
 der Geometrie äußerst einfach sind. Denn was
 ist einfacher als der erste Grundsatz derselben:
 das Wohl des Ganzen muß mit dem möglichst
 Kleinsten Nachtheile der Individuen bewirkt
 werden; allein wie schwer ist diese Theorie in
 Ausübung zu bringen! Selbst dann, wenn das
 Gleichgewicht entgegen gesetzter Kräfte an dem
 politischen Hebel durch wiederholte Versuche
 herausgebracht, und die schwankende Bewegung
 des Ganzen glücklich gehindert worden, ist die
 Arbeit des Politikers noch lange nicht geen-
 diget; ihm bleibt noch unendlich viel übrig.
 Es ist nicht genug, daß die verschiednen Kräfte
 um einen gemeinschaftlichen Ruhepunkt im
 Gleichgewichte sind; ihm liegt noch das mühs-
 same Geschäft auf, zu untersuchen, ob die
 Kleinern Kräfte, deren Entfernung vom Ruhe-
 punkte so groß, und deren Masse so gering ist,
 nicht mit der Zeit, durch die Reibung der
 Maschine um den festen Punkt, ihr Ubergewicht
 gänzlich verlieren können, und dadurch das
 Gleichgewicht des Ganzen aufzuheben im Stan-
 de sind. Dieser Fehler im politischen Calcul
 war es, der in unsern Tagen den Staats-He-
 bel

bel der Französischen Monarchie erst in eine so schreckliche Schwankung und nachher völlig aus seinem Gleichgewichte gebracht hat. Die Minister dieses Staats hatten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Kräfte, die dem festen Punkte nahe waren, gerichtet, jede Abnahme derselben sorgfältig zu ersetzen und selbst zu vermehren gesucht, und dadurch die Reibung um den festen Punkt so sehr vergrößert, daß die entfernten Kräfte, deren Masse nicht im gehörigen Verhältnisse vermehrt worden, gänzlich überwogen und aus dem Gleichgewichte gehoben wurden. Um den Hof drängten diese Minister alles zusammen, suchten die ganze Kraft des Staates in diesem einzigen Punkt zu concentriren. Der Adel und die hohe Geistlichkeit, die vor Ludwig dem II. unabhängig vom Hofe, jeder auf seinem Schlosse oder in seiner Diocese lebten, und durch ihren Aufenthalt in den Provinzen oder auf dem Lande die Industrie des Künstlers, Handwerkers und der ganzen arbeitenden Menschenklasse belebten, erhielten das Gleichgewicht dieser von dem festen Punkte entfernten Kräfte. Da aber diese in Paris ihre Residenz zu nehmen genöthiget wurden, verloren die entfernten Provinzen mit

ihnen zugleich ihre vormalige Kraft und Thätigkeit, das richtige Verhältniß der Kräfte wurde zerstört, und mit demselben das Gleichgewicht des ganzen Staats. —

Da es unmöglich ist, daß der Minister, der die aus so vielen in einander greiffenden Rädern und Triebwerken zusammengesetzte Staats-Maschine lenken und übersehen soll, sich in das Detail aller Kleinigkeiten, die doch oft von einem nicht geringem Gewichte sind, einlassen kann: so ist es nothwendig, daß er diejenigen, denen er dies Geschäft überläßt, genau kennen muß, wenn anders die Bewegungen dieser großen Maschine seinem Calcül entsprechen sollen. Die Politik erfordert also einen nicht geringen Grad von Menschenkenntniß, den der Minister unaufhörlich Gelegenheit hat bey der Vertheilung seiner Staatsrollen anzuwenden. Jeder Acteur muß in diesem großen Drama eine seinen Fähigkeiten angemessne Rolle spielen; und wenn dies schon auf der Schaubühne seine Schwierigkeiten hat, wie ungleich schwerer muß es hier seyn.

Die Bewegungen einer solchen verwickelten Maschine können unmöglich unter einen bestimmten, unwandelbaren Haupt-Gesetz gebracht werden;

den; denn die Lage, der Charakter, die Sitten und Religion der Nationen sind einer beständigen Abwechslung unterworfen, welches nothwendig unaufhörliche Abänderungen in den Gesetzen der Politik nach sich ziehen muß. — Clair aut, Euler und Tobias Meyer haben den wandelbaren Mond den Gesetzen ihres Calculs unterworfen; wer wird die noch wandelbarere Launen der Menschen und des Zufalls berechnen? — Hier, wo die Leidenschaften der Menschen sich unter so mancherley Gestalten zeigen, wo das Physische sich so oft mit ihnen vermischt, reichen bloße moralische Ideen nicht zu. Plato's Republik mag ein recht gutes Ideal seyn, aber die practische Anwendung ist in diesem Falle unendlich schwerer als die Theorie.

Diese Wissenschaft endlich, die aus dem Chaos eines großen Staats eine wohlgeordnete Maschine, deren einzelne Theile, nicht allein für sich in verhältnißmäßiger Bewegung sind; sondern zugleich mit dem großen Ganzen harmoniren, zu formen weiß, übertrifft durch ihren allgemeinen und ausgebreiteten Nutzen alle andere Wissenschaften und Künste; ihre Spekula-

tionen zwecken unmittelbar zum Wohl der Menschheit ab, und sind die würdigsten Gegenstände, die das menschliche Genie beschäftigen können. Welch ein herrlicher Lohn für die grenzenlose Arbeit eines guten Ministers ist das Bewußtsein, in dem ihm anvertrauten Staate Ordnung und Ruhe gebracht, den Künsten und Wissenschaften ihre Entwicklung gegeben, den größten Theil seiner Mitbürger beglückt, dem Verdienste seine wahre Stelle und jeder edlen Handlung ihre Belohnung angewiesen zu haben! —

Von dem Luxus.

Vielleicht giebt es in unsrer ganzen Sprache kein Wort, dessen Bedeutung so unbestimmt und schwankend, als diejenige des Worts Luxus ist. Nach dem strengen Wortverstande soll es in einem Privatmanne jeden Ueberfluß, der zu seiner Erhaltung nicht unumgänglich nothwendig ist, bezeichnen. Wer lebt in dieser Bedeutung des Worts nicht in einer Art von Luxus! Die Kleidung des Europäers ist Luxus, sobald man sie mit der Blöße des Indianers vergleicht; die Pfeiffe Toback, die der gastfreye Amerikaner dem Fremdling nach der Mahlzeit giebt, ist Ueberfluß, und folglich Luxus.

Der Luxus einer ganzen Nation, auf den wir uns hier vorzüglich einschränken, kann aus zwey verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden, nemlich, entweder als dem Staate vortheilhaft oder schädlich. Die erste Art des Lux-

ruz, die als dem Staate vorthellhaft betrachtet werden kann, ist diejenige, nach welcher jede, selbst die niedrigste Klasse Menschen in demselben in einem gewissen ihr angemessnen Wohlstande lebt, und den man den National-Luxus nennen kann. Dieser Luxus ist wenig in die Augen fallend, aber wohlthätig für den Staat, dessen Mitglieder seinen stillen heilsamen Einfluß genießen. In diesem Stande des Luxus lebt der Landmann in der Schweiz und in einigen Gegenden von Niederdeutschland in Vergleichung mit den Leibeignen in Polen, Rußland und andern Ländern; und dieser Luxus war es, den der gute Heinrich der 4te in Frankreich einzuführen wünschte: „Ich will mich bestreben,“ sagte er, „daß jeder Bauer in meinem Königreiche, wenigstens am Sonntage, ein Huhn in seiner Suppe kochen kann.“ — Wer so denkt, verdient König zu seyn! —

Die zweite Art des Luxus, die den unvermeidlichen Ruin eines Staats zur unmittelbaren Folge hat, ist diejenige, nach welcher der ungleich kleinere Theil der Nation auf Unkosten des größern die Einkünfte des Landes verschwendet. Er entspringt aus der ungleichen Vertheilung

theilung des Reichthums in einem Staate und aus den mangelhaften Gesetzen desselben, welche die Anhäufung des Geldes in den Händen einzelner Bürger desselben nicht verhindern können. Der Beweis, daß dieser Luxus dem Staate, in welchem er herrscht, äußerst nachtheilig wird, ist leicht geführt. Man nehme an, daß die Anzahl der Güter- oder Geldbesitzer in einem Staate, dessen einzelne Bürger vorher in der ersten Art des Luxus gelebt haben, durch die Anhäufung des Geldes in den Händen einzelner Menschen, um die Hälfte vermindert worden: so muß durch diese Abnahme der Preis, den die arbeitende Klasse der Handwerker, Künstler, Tagelöhner u. s. f. für ihre Arbeit erhält, nothwendig nach demselben Verhältnisse abnehmen; denn die Konkurrenten vermehren sich, und die Abnehmer werden weniger. Die arbeitende Klasse wetteifert, nicht ihrer Arbeit die letzte Vollkommenheit zu geben, sondern um sie zum wohlfeilsten Preise zu Markte zu bringen, und befördert dadurch immer mehr und mehr die Anhäufung des Geldes. Der Reiche, der die arbeitende Klasse seiner Mitbürger in Thätigkeit erhält, wird, sobald er den Preis ihrer Arbeit

bestimmen kann, ihr Despot; von ihm allein hängt es ab, ob der Handwerker, entweder mit seiner Familie darben, oder ob er wie ein Galeerens-
 Slave Tag und Nacht, um seinem Weibe und Kindern Brod zu verschaffen, quälen soll. Diese Anhäufung des Geldes in den Händen der Kleinern Anzahl der Bürger zieht unmittelbar die Entvölkerung und Erschlaffung eines Staates nach sich. Denn der Tagelöhner und der Landmann, deren täglicher Lohn fast in allen civilisirten Staaten schon so weit heruntergesetzt ist, daß er kaum sie dürftig zu ernähren zureicht, müssen nothwendig eine Abneigung gegen den verheiratheten Stand fühlen, der ihnen ihren Unterhalt schmälert und ihr Leben verbittert. Wenn ich annehme, daß der Tagelohn eines Arbeiters zureichend ist, ihn als einen unverheiratheten Mann zu ernähren, so kann er es doch unmöglich in den ersten Jahren der Ehe seyn, wo die Frau ganz beschäftigt mit der Wartung und Pflege ihrer Kinder, dem Manne in seinem Erwerbe durchaus nicht behülflich seyn kann. Kommen ferner noch Krankheiten und andre unerwartete Zufälle hinzu, so wird die ganze Familie, deren Erwerb bey gesunden

Sagen nur nothdürftig zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zureichte, an den Bettelstab gebracht, und diese alsdann unnützen Kostgänger fallen dem Staate zur Last, dem sie hätten wichtige Dienste leisten können. Die Reichthümer häufen sich dadurch immer mehr und mehr bey Einzelnen an; die Besizer derselben begeben sich nach den großen Städten, wohin sie die Künste dieses Luxus locken; das Land bleibt unbearbeitet und seine Bewohner arm; einige tausend Menschen leben in einem Ueberflusse, der sie nicht glücklicher; aber wohl verhafter bey den Millionen ihrer armen Mitmenschen macht, die diese Schlemmerey mit ansehen müssen. Es ist eine traurige aber wahre Bemerkung, daß die niedere Menschenklasse stets am allerunglücklichsten in den Staaten ist, die wir die Kultivirtesten nennen, und wo diese Art des Luxus ein höchstes gestiegen. Die Lage des rohsten Wilden ist derjenigen des Landmanns in manchen Europäischen Staaten unendlich vorzuziehen. Denn der Erstere genießt seine völlige Freiheit, dieses erste und vorzüglichste Vorrecht des Menschen, ihn drücken keine quälende Nahrungsforgen; jeder Wald steht ihm offen, in jeden Strom darf

darf er sein Netz werfen und seinen Unterhalt nehmen, wo er ihn findet. Der Andre schlept seine Sclavenkette von der Wiege an bis zum Grabe, seufzt unaufhörlich unter der Last der Taxen und Auflagen; in keinem Strome, in keinem Gehölze darf er seinen Unterhalt suchen; alles ist ihm verschlossen, und selbst den Tod eines Hasen muß er oft mit seinem Leben büßen. In den meisten civilisirten Ländern von Europa hat die Staatskunst noch fast nichts anders beabsichtigt, als den größten Theil der Menschen unaufhörlich für das Wohl des kleinern arbeiten zu lassen, den großen Haufen zu unterdrücken und alle Gesetze der Menschheit zu verletzen. Ich kann mich irren, aber ich glaube mit Rousseau, daß, um die Religion und Gesetzgabe eines Volkes zu vervollkommen, es nothwendig zu dem Punkte, von welchem es zuerst ausgegangen, wieder muß zurückgeführt werden. — Newton bewies, daß der Durchmesser des Aequators größer als die Erdbachse sey, seine Meinung schien paradox und wider die Erfahrung zu streiten, bis Maupertuis und Bouguer sie bestätigten und mit der Erfahrung wieder ausöhnten. —

Dies

Diese letzte Art des Luxus giebt ferner den reichen Nationen, bey denen er herrscht, eine Gelegenheit an die Hand, Schulden und Ansehn zu machen. Fast alle Europäische Staaten haben Schulden, blos die Schweiz, wo dieser Luxus unbekannt ist, nicht. Sollen diese Schulden abgetragen, oder auch nur die Zinsen derselben bezalet werden, so bleibt kein anderer Ausweg übrig, als der, die niedre Klasse des Volks mit Taxen und Auflagen zu beschweren, welches in England, wo alles bis auf die Luft, die der Mensch einathmet, zollbar ist, deutlich in die Augen fällt.

Aber dieser Luxus, könnte man sagen, wenn er gleich das Geld bey einzelnen Bürgern anhäuft, entzieht es doch den benachbarten Ländern, indem er es dem Staate, woselbst er herrscht, zuführet; und jeder Staat, der reich ist, ist auch ein mächtiger Staat; ihm stehen, sobald er winkt, Armeen und Flotten zu Befehle; er ist in seinem Inneren mächtig und seinen Feinden von aussen fürchterlich. Beide Geschichte und Erfahrung widersprechen diese Behauptung. Denn sobald dieser Luxus in einem Staate herrscht, hört der Bürger, dem doch die Verthei-

theldigung seines Vaterlandes anvertrauet ist,
 auf Soldat zu seyn; er überläßt diese erste
 Bürgerpflicht Miethlingen, die jedem, der ihnen
 mehr bietet feil stehen. Die französische Revo-
 lution, die unter unsern Augen vorgegangen,
 giebt uns Beyspiele hiervon. Die Linientrup-
 pen, auf welche der König und seine Minister
 ihre ganze Hofnurg stellten, verließen ihre Besol-
 der, sobald die damalige National-Versamm-
 lung ihnen einen bessern Sold versprach, und sie
 in ihren Dienst nahm. Die Geschichte zeigt
 uns mit unzähligen Beyspielen, daß diejenigen
 Nationen bey denen der Luxus auf das höchste
 gestiegen, stets von rohen tapfern Nationen, die
 selbst Krieger waren, besiegt und unterjocht
 wurden. Das sparsame, mäßige Lacedämon
 besiegte endlich das reiche handelnde Athen; die
 armen Römer eroberten und zerstörten das rei-
 che Carthago; die Türken unterdrückten die
 civilisirten Araber; und das reiche Holland,
 das alles was nicht Handlung ist verachtet, ist
 die leichte Beute eines jeden kriegerischen Staates,
 der es angreifen will; indeß die Schweiz ihre
 Freiheit ihren bewafneten Bürgern verdankt,
 und jedem Feinde hinter dieser Brustwehr trotzet.

Aus

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet ist der Luxus schädlich, weil er das politische Verderbniß einer Nation, ich meine, die Trennung des Privat Vortheils vom allgemeinen Wohl befördert, den Gemeingeist erstickt, und die Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter beschleuniget. Es giebt einige Staaten, ich weiß es, wo der Luxus als ein Palliativ seiner Ursache, der ungleichen Vertheilung des Reichthums, unentbehrlich geworden, wo die arbeitende Klasse ihn als eine Wohlthat ansehen muß, ohne welche sie entweder verhungern oder auswandern müste; allein Palliative heilen keine Wunden, sondern lindern den Schmerz derselben nur auf eine Zeitlang.

Muß der Mensch sein Unglück in der Ungleichheit des Reichthums und der Stände suchen?

Wer Sensation erregen will, muß etwas Neues es sagen, muß das abgestumpfte Gefühl der Lesewelt durch neue, ungewöhnliche Ideen zu überraschen und aus seiner tiefen Lethargie zu erwecken suchen. Diesen Vorwurf will ich mir gerne selbst machen, um meinen Lesern die Mühe zu ersparen. Allein, nach diesem aufrichtigen Geständnisse von meiner Seite, wird man mir doch auch einräumen, daß es gewisse Wahrheiten giebt, die man nicht genug wiederholen kann; und welche, wenn sie aus verschiedenen Gesichtspunkten gesehen, mehr oder weniger starke Eindrücke auf diesen oder jenen unsrer Mitmenschen machen müssen. Wenn man mir dies zugiebt, so kann meine Frage bloß darum weil sie schon so oft aufgeworfen, nicht überflüssig und unnütz genannt werden; und das

M-

Alterthum derselben kann ihren Werth oder Anwerth nicht bestimmen. Die Auflösung einer solchen Frage ist zu jeder Zeit wichtig; und jeder Versuch, der den Menschen auf die Mittel seiner Glückseligkeit aufmerksam macht, kann, wenn es auch dem Verfasser derselben an hinlänglichen Fähigkeiten, ihn gehörig auseinander zu setzen, fehlt, nie als unnütz angesehen werden. Das Unglück des Menschen, oder vielmehr des Bürgers, der in einem civilisirten Staate lebt (körperliche Leiden abgerechnet) hängt fast immer von diesen drey Hauptursachen ab, nemlich: von seiner Unwissenheit, die eine unmittelbare Folge seiner fehlerhaften Erziehung ist; von seiner Religion, und von der Regierungsform, unter welcher er lebt. Diese drey Hauptursachen sind es, die dem Menschen sein Erdenleben zur Last machen, und nicht die Ungleichheit der Stände und des Reichthums. Wir wollen dieses aus der Natur des Menschen zu beweisen suchen.

Bin ich unwissend, so beneide ich den Reichen seinen Ueberfluß, den ich als ein mir entrißnes Gut betrachte; ich berechne meine mühevollen Stunden gegen seinen Müßiggang, und überse-

he die Langeweile, die ihm oft mehr als mir meine Arbeit zur Geißel wird. In meinem Kopfe veründet sich die Idee des Reichthums so fest mit der Idee der Glückseligkeit, daß ich nie die eine ohne die andre zu denken vermag. Ich sehe den Reichen täglich Vergnügungen genießen, die, weil sie für mich den Reiz der Neuheit haben, äußerst angenehm; für ihn aber nichts weiter als ekelhafte Wiederholungen, bey welchen er nichts als Langeweile empfindet, seyn müssen. Der Grund also warum ich den Reichen seine Schätze beneide, liegt in meiner Unwissenheit; ich sehe sein Geld als ein Mittel an, welches ihm jedes Vergnügen, sobald er es nur wünscht, verschaffen kann, und ich bedenke nicht, daß es eben diese Leichtigkeit ist, mit welcher er seine Wünsche befriedigen kann, die ihm das wahre Mittel zur Glückseligkeit, welche weniger im Genusse selbst, als in dem Mittel liegt, raubet. Weiß ich heute schon, daß ich morgen oder übermorgen dieses oder jenes Vergnügen genießen werde, so bin ich nicht als ein heute schon glücklich; sondern ich bin selbst glücklicher als morgen oder übermorgen, wenn ich es wirklich genieße. „Denn, im ersten Falle,“

le,“ sagt Goldschmid, „kocht meine Fantasie
 „das Gericht nach ihrem eignen Appetite; im
 „Lehtern aber kocht es die Natur für mich.“
 Mein Glück oder Unglück hängt also sehr viel
 von dem Gesichtspunkte ab, aus welchem ich
 meine Lage unter meinen Mitbürgern zu betrach-
 ten gewohnt bin; ob ich sie richtig oder unrich-
 tig, durch das vergrößernde oder verkleinernde
 Glas des Fernrohrs, welches das Vorurtheil
 mir vorhält, erblicke. Wer also Aufklärung zu
 verbreiten sucht, giebt seinen Mitmenschen ein
 Mittel an die Hand, ihre Glückseligkeit zu
 befördern; weil es oft, um glücklich zu seyn,
 bloß darauf ankömmt, seinen Stand recht zu
 kennen, keinen andern aus Unwissenheit zu
 beneiden, und sich nicht für unglücklich zu hal-
 ten.

Meiner Religion verdanke ich ferner einen
 Theil meines Unglücks, wenn ihre harten Vor-
 schriften mir jedes unschuldige Vergnügen des
 Lebens versagen; wenn sie mir das höchste
 Wesen als einen Tyrannen, als einen türkischen
 Despoten schildert, der die leichteste meiner
 Vergehungen selbst nach meinem Tode mit
 ewigen Quaalen strafen wird. Wie kann ich

empfänglich für häusliche Freuden, für die Umarmung meines Freundes oder meines Weibes seyn, wenn der einzige Zweck meines Lebens seyn soll, daß ich meine Seligkeit mit Furcht und Zittern erwerbe? Wenn solche schreckliche Bilder stets vor meiner Einbildung schweben; wenn der Priester unaufhörlich seine ganze Beredsamkeit aufbietet mir diese Phantomen heilig und ehrwürdig zu machen, wo soll ich denn die Ruhe des Geistes, die doch ein so wesentlicher Theil meiner Glückseligkeit hienieden ausmacht, hernehmen? So lange eine solche Religion mit ihren schrecklichen Bildern meinen gesunden Menschenverstand in Fesseln hält, muß ich nothwendig elend und unglücklich seyn.

Endlich unter einer Regierungsform, wo durch die große Ungleichheit in der Vertheilung der Glücksgüter ein kleiner Theil der Reichen seinen Uebersuß verpraßet; indeß der größte Theil seiner Mitbürger durch unmäßige Arbeit und unter quälenden Nahrungsforgen seinen täglichen Unterhalt erwerben muß, kann der unbegüterte Mann, das heißt, der größte Theil der Bürger, unmöglich glücklich seyn. Es ist frei-

freilich wahr, daß Thätigkeit, so lange sie nicht in ein Sclavenjoch ausartet, den Menschen, als ein Mittel seine Bedürfnisse zu befriedigen, glücklich macht, seinen Vergnügungen den Reiz der Neuheit giebt, der dem Reichen stets fehlet, weil das Vergnügen für ihn keine Erholung; sondern eine Arbeit wird. Allein in einer jeden übermäßigen Arbeit liegt auch zugleich die Idee eines physischen Schmerzes; ich denke nie an die erste, ohne mich zugleich des letztern zu erinnern. Muß ich, um meiner Familie das Nothwendige zu verschaffen, täglich 12 bis 14 Stunden arbeiten, so muß sich in meinem Kopfe nothwendig die Idee der Arbeit mit der Idee des Schmerzes und des Elends unzertrennlich verbinden; ich halte mich für unglücklich, und ich bin es wirklich trotz allem was die Moralisten von der gleichen Vertheilung des Glücks und des Unglücks hier auf der Erde sagen mögen. Kann ich aber durch eine mäßige Arbeit von 7 oder 8 Stunden täglich mir meinen Unterhalt verschaffen; so wird meine Arbeit ein Mittel meiner Glückseligkeit; mir bleiben noch einige Stunden täglich zu meinem Vergnügen und zur Ausbildung meines Verstandes übrig;

ich fühle die drückende Last der Langeweile nicht; die Gewohnheit macht mir meine Geschäfte zu einem Zeitvertreibe; ich beneide keinen Menschen, und bin ohngefehr so glücklich als ich es meiner Natur nach seyn kann.

Diese drey Hauptursachen sind es also von welchen das Glück oder Unglück des Menschen abhängt; sie sind für jedes Individuum unwillkürlich, und es hängt nicht von mir ab, meine Religion, meine Regierungsform und meine Erziehung zu wählen; sondern das Schicksal und nicht meine Willkühr giebt sie mir. Es klingt freilich sehr schön, wenn der Moralist mir sagt, daß ich selbst der Schöpfer meines eignen Glückes bin; daß ich in jedem Stande, in jeder Lage des Lebens, sowohl im Kerker als auf dem Throne glücklich seyn kann, wenn ich es nur will; allein der gesunde Menschenverstand widerspricht allen diesen leeren Deklamationen, und die Erfahrung zeigt uns deutlich, daß unser Glück oder Unglück nicht selten von Dingen und Umständen, die nicht in unsrer Willkühr stehen, abhängt. —

Apologie unsrer jetzigen Erziehung.

Wenn es anders wahr ist, was Montesquieu in seinem Esprit des Loix sagt, nemlich, daß eine jede einzelne Familie stets nach dem Plane der großen Familie, von welcher sie ein Theil ist, muß regieret werden: so ist unsre jetzige Erziehungsart in Hinsicht auf den einzelnen Bürger und bey unsern jetzigen Staatsverfassungen, ohne Widerspruch äusserst angemessen und consequent. Denn wozu würde es uns z. B. nützen, wenn wir die Liebe der Gesetze und des Vaterlandes zum Haupt-Endzwecke unsrer Erziehung machen, und hierinn dem Plane der Griechen und Römer und einiger andern Völker der Vorzeit folgen wollten? Wir würden ohnfehlbar unserm Zwecke, dem Zwecke, den jeder Erzieher sich vorsehen soll, nemlich das künftige Glück seines Zögling's durch seine

Erziehung zu befördern, schnurstracks entgegen arbeiten; wir würden aus ihm einen Weltbürger machen, der nirgends zu Hause wäre; der in der ganzen politischen Maschine kein einziges Rad finden würde, dessen Kurbel er gehörig zu drehen verstünde, und der, entweder hundert Jahre zu früh, oder ein Paar tausend zu spät leben würde. — Alles verändert sich, nichts bleibt an dem Orte, wo es vormals gewesen; auf unserm wandelbaren Planeten modelt sich nach und nach alles um; mit dem Namen der Völk-
 er verschwinden auch ihre Sitten und Gebräuche! — Wenn der Erzieher in Griechenland seinem Zögling einen festen, seiner Nation eigenthümlichen Character zu geben suchte; wenn er ihn Vaterlandsliebe, Ehrfurcht gegen die Gesetze, Aufopferung des Privatvorthells und heroische Tugend lehrte: so handelte er dem vornehmsten Endzwecke der Erziehung gemäß; weil dies die unfehlbarsten Mittel waren, das Glück desselben zu befördern. Denn nach der Staatsverfassung der Griechen entschied das Volk über das Verdienst seiner Mitbürger; jede edle und gute Handlung wurde von ihm unmittelbar belohnet. Der Maasstab, nach welchem

Dem

dem das Volk diese Handlungen schätzen mußte, konnte unmdglich ein anderer, als derjenige des allgemeinen Bestens, des Wohls des Vaterlandes seyn; denn dies mußte nothwendig der einzige Brennpunkt seyn, in welchem sein verschiednes Interesse sich concentrirte. Gedrungen also von der Nothwendigkeit, die ihm seine Staatsverfassung auflegte, mußte der griechische Erzieher seinem Zögling Vaterlandsliebe, Gemeingeist und Verleugnung seines Privat-Vortheils einflößen, wenn er den Zweck seiner Erziehung nicht verfehlen und ihn elend, verächtlich und unglücklich machen wollte; seine Erziehung entsprach seiner Verfassung, sie war konsequent.

Aber darf der heutige Erzieher, wenn er das Glück seines Zöglings beabsichtigt, jetzt noch nach diesem Plane der Vorzeit verfahren? Durchaus nicht, wenn seine Erziehung konsequent bleiben soll. Das Volk, das vormalig mit Majestätischer Würde richterliche Aussprüche that, hat keine Stimme mehr; der Kleinere Theil hat den größern verdrängt, und das allgemeine Interesse hat dem Privat-Interesse weichen müssen. Eine nothwendige Folge desselben ist unstreitig diese, daß der Plan

der Erziehung sich ebenfalls nach dieser Veränderung ummodelln müsse. Der Erzieher muß sich bemühen alles Eigenthümliche in dem Character seines Untergebenen zu unterdrücken, ihn so weich und biegsam wie Wachs zu machen, damit er für jeden Eindruck, den man ihm in der Folge geben will empfänglich sey. Ehrfurcht und Liebe für die Geseze seines Vaterlandes kann er ihm nicht einflößen, weil diese nicht mehr wie vormals auf der unwandelbaren Basis des allgemeinen Besten; sondern auf dem Willen des Fürsten beruhen, der morgen das Gegentheil von dem seyn kann, was er heute und gestern gewesen. Jeden Funken des Selbstgefühls muß er in seinem Zögling, sobald er nur hervorschimmert, zu ersticken suchen; weil der Mensch jetzt seinen Werth nicht mehr seinem Verdienste, sondern der Laune seines Beherrschers verdankt. In der That warum sollte er sich die Mühe geben seinen Untergebenen verdienstvoll handeln zu lehren; da das Verdienst jetzt eines der allerentbehrlichsten Dinge ist; da die jetzigen Richter unsrer Handlungen sogar den Namen desselben abgeschafft, und ihn in *Gnade* umzumodeln geruhet haben. Unaufhörlich
 muß

muß der Lehrer seinem Schüler die Worte des
 Parmenio zum Philotas wiederholen:
 „Mein Sohn mache dich klein vor Alexan-
 „der, und vergiß nicht, daß du seine Freunde-
 „schaft deiner scheinbaren Erniedrigung verdan-
 „kest.“ In diesem Punkte gleichen die Fürsten
 alle dem Alexander; und es wäre wirklich ein
 Wunder, wenn die Erzieher nicht auch dem
 Parmenio gleichen solten. „Kann ich es
 „helfen,“ sagte Aristippus, da man ihm
 vorwarf, daß er, um eine Gunst von einem
 Tyrannen zu erhalten, sich ihm zu Füßen
 geworfen hatte, „daß die Großen ihre Ohren
 „an den Füßen haben?“ Eben so gut konnte
 einer unsrer jetzigen Erzieher sagen: „kann ich
 „es helfen, daß unsre Großen nicht mehr das
 „Verdienst, sondern die Schmeicheley beloh-
 „nen? Der Endzweck, den ich mir vorsehe, ist
 „der nemliche, den die Erzieher jener Völker
 „der Vorzeit sich vorsezten, nemlich das künf-
 „tige Glück meiner Untergebnen, und ich hand-
 „le ihm gemäß so gut wie sie. Allein ist es
 „meine Schuld, daß die Mittel, die wir, um
 „zu diesem Endzwecke zu gelangen, anwenden
 „müssen, so verschieden sind? Man vorsehe
 „mich

„mich in die Zeiten der Römer und Griechen,
 „so werde ich auch griechische und römische
 „Bürger bilden. Diese Gründe sind unwiders-
 sprechlich so lange der Mensch sich seinen Weg
 zum Glücke durch Schmeicheley und Niederträch-
 tigkeiten bahnen muß; und seine Erziehung
 muß nach diesem und keinem andern Plane ein-
 gerichtet werden, wenn sie anders seinem Glüs-
 cke entsprechen und consequent seyn soll.

Jupiter und Momus.

Ein Gespräch.

Momus.

Über sag' mir doch, Vater der Götter, warum hast Du, da doch alle übrigen Geschöpfe, womit Du die Erde bevölkert, einen sichern, untrüglichen Instinct von Dir erhalten, der sie unmittelbar zu ihrem Glücke führt, den Menschen allein leer ausgehen lassen?

Jupiter. Träumst Du denn, Momus, den Menschen hätte ich leer ausgehen lassen! habe ich ihm nicht unendlich mehr als allen andern Thieren gegeben; hat er nicht die Vernunft, diesen Funke der Gottheit, die ihn zu seinem Glücke sicherer noch als der Instinct leiten kann, von mir erhalten?

Momus. Die Vernunft, beyh Stip! das ist doch komisch, hat der Mensch denn wirklich Vernunft?

Jus

Jupiter. Wie, kannst Du dies noch bezweifeln, siehst Du nicht, welche Wunder sie damit gethan haben? Durch sie haben sie sich Meer und Erde unterwürfig gemacht, die Elemente besieget; hier Berge weggeräumt, dort den Flüssen eine andre Richtung gegeben; meinen Donner nachgeahmt, und ihn endlich selbst unschädlich gemacht *).

Momus. Alles dieses klingt freilich recht hübsch, aber ich finde doch nicht, daß sie mit allen ihren schönen Erfindungen glücklich geworden sind; und Du hast ihnen doch diese Vernunft sie glücklich zu machen, gegeben.

Jupiter. Nicht glücklich! ist die Vernunft denn nicht ein untrügliches Mittel zur Glückseligkeit, und wird sie nicht durch Aufklärung befördert?

Momus. Daß dies hier bey uns seine Nichtigkeit hat, leidet keinen Zweifel; aber dort unten auf dem menschlichen Tummelplatze ist mir das gar nicht einleuchtend.

Jupiter. Und warum denn nicht, Herr Spötter, wenn ich fragen darf?

Mo-

*) Durch Franklin's Gewitter-Ableiter.

Momus. Weil ich neulich in einem kleinen Büchelchen, von circa 72 Bänden, das ich in Apollons Bibliothek fand, in welchem die Menschen ihre Tollheiten haarklein beschreiben, und das sie Geschichte nennen, gerade das Gegentheil zu finden glaube. Ich habe einen Theil davon zu mir gesteckt, und die interessantesten Stellen eingeschlagen; soll ich Dir einige davon, um die Verdauung zu befördern, vorlesen?

Jupiter. Ja, aber ohne Deine Anmerkungen; denn ich habe mein Mittags-Näpchen noch nicht gehabt. (Man hatte so eben abgesspeist).

Momus. Um dich nicht lange damit aufzuhalten, will ich nur hin und wieder ein Histörchen späterer Zeiten vornehmen; denn die Grausamkeiten der Vorzeit sind gar zu barbarisch. — Pro primo denn, im zehnten Jahrhundert gieng Dtho der Zweite nach Rom, belagerte es, und machte sich nach einiger Zeit Meister davon. Diese Republik, die vormals die Beherrscherinn der Welt gewesen, war damals so sehr von ihrer vormaligen Größe herabgesunken, daß ihr Gebiet sich nicht weiter
als

als bis an ihre Stadthore erstreckte. Ein Priester, der sich der Stadthalter Gottes nannte, zankte sich um die Herrschaft derselben mit den Senatoren, die sie damals besaßen, und obgleich er Kaiser und Könige in ganz Europa auf- und absetzte, so konnte er doch in Rom sein Ansehen ohne fremde Hülfe nicht behaupten. Bey dieser Lage der Dinge zog Dtho als Sieger in Rom ein, und unter dem Vorwande sich mit den Senatoren, die sich ihm widersetzt hatten, auszusöhnen, lud er sie zu einem Gastmale ein, wo er ihnen einer nach dem andern die Köpfe abhauen ließ. — Solch einen schönen Gebrauch machen Deine Menschen von dem göttlichen Geschenke, das Du ihnen zur Beförderung ihres Glückes gegeben.

Jupiter. Das ist abscheulich, aber die Menschen waren damals noch roh, ihre Vernunft war noch nicht entwickelt; späterhin werden sie ohnfehlbar besser handeln.

Momus. Das wollen wir sehen, ich will fortlesen. Pro secundo, am Ende des eilften Jahrhunderts fiel es einem Mönchen aus der Picardie ein, General zu werden, und Menschen zu morden. Er gab vor, daß ihm ein
Gott

Gott im Traum erschienen, und ihm befohlen hätte seine Mitbrüder, die in einem andern Welttheile wohnten mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Seine vernünftigen Mitbrüder in Europa glaubten ihm, und dieser Träumer zog mit einer Armee von Mönchen, Weibern, Kaufleuten und Markelendern, die aus 80000 Menschen bestand, nach Asien. Diese Landstreicher marschirten durch Ungern, wo sie sich als Straßenräuber betrogen, mordeten und plünderten wo sie hinkamen, bis sich alles, was nur Waffen tragen konnte, wider sie vereinigte, und diese wahnsinnigen Meuchelmörder bis auf 20000, die mit dem Mönchen an ihrer Spitze mit genauer Noth Constantinopel erreichten, ausgerottet wurden. Dieser Ueberrest, zu welchem andre christliche Horden vor Constantinopel stießen, gieng nach Asien, wo Krankheiten, Mangel und das Schwert der Saracenen sie in kurzer Zeit gänzlich aufrieben. Diese Wuth sein Grab in Asien zu suchen dauerte bis gegen die Mitte des dreyszehnten Jahrhunderts, entvölkerte Europa, bereicherte die Priester, und kostete zwey Millionen Menschen das Leben. — Ist dies Entwicklung der Vernunft?

Jupiter. Ihre Fortschritte sind langsam, aber mit der Zeit siegt sie gewiß.

Nomus. Gut, wir wollen ein Paar hundert Jahre überhüpfen, und dann sehen, welchen Gebrauch die Menschen im allgemeinen von Deinem Geschenke gemacht haben. Hier finde ich folgendes erbauliches Histörchen: Johann Hus, Professor in Prag, wurde im Jahre 1414. am 18ten October vor einem Concilio, welches der Pabst Johann der 23te versammelt, citirt, weil er behauptet, daß die weltliche Obrigkeit die Priester zur Beobachtung der Geseze anhalten müßte; und daß ein böser Pabst nicht der Statthalter Christi auf Erden sey. Johann Hus weigerte sich zu erscheinen, der Kaiser gab ihm einen Geleitbrief, in welchem er ihm volle Sicherheit während seiner Reise, seinem Aufenthalte und seiner Rückreise versprach. Aber kaum war er angekommen, so steckte man ihn ins Gefängniß, und führte ihn trotz dem Versprechen des Kaisers als einen Verbrecher zum Verhör. Ein Mitglied dieser ehrwürdigen Versammlung sagte ihm, statt aller Widerlegung: „Wenn das
heißt

„heilige Concilium behauptete, daß Ihr nur
 „ein Auge hättet, so müßtet Ihr trotz Euren
 „beiden gesunden Augen doch bekennen, daß
 „Ihr einäugigt wäret.“ Johann Huß
 konnte diese einleuchtende Wahrheit nicht ein-
 sehen, und wurde für seinen Unglauben leben-
 dig verbrannt. — Sind das Fortschritte? —

Jupiter. Dies thaten Priester, diese
 Klasse Menschen ist grausam und verzeihet nie;
 aber ich bin gewiß, daß die Beherrscher der
 Menschen, deren Pflicht es ist, sie zu beglü-
 cken, anders und besser gehandelt haben.

Novus. Davon will ich Dir ein Bey-
 spiel geben. Im Jahre 1477 ließ Ludwig der
 Elfte, König von Frankreich, Jacob von
 Armagnac, Herzog von Nemours in der
 Mitte des Friedens in Carlat gefangen neh-
 men, ihn in einen eisernen Käfig in der Basili-
 le einsperren, und machte ihm selbst seinen
 Prozeß. Er ließ ihm nachher im Angesichte
 seiner unmündigen Kinder den Kopf abschlagen,
 und diesen Unglücklichen besprütz mit dem
 Blute ihres Vaters, um seine Grausamkeit zu
 weiden, die Zähne eins nach dem andern aus
 dem Munde reißen — Dieser Scharfrichter
 S 2 ging

ging stets mit Reliquien umhangen, und trug das Bild der heiligen Jungfrau auf seiner Mütze, die er bey jedem Menschenmorde um Verzeihung anflehte. Dieser Bluthund war der erste, den man den Titel des allerchristlichen Königs beilegte. — So beobachteten Deine Stellvertreter ihre Pflicht auf der Erde.

Jupiter. Ich verliere meine Gedult, ist dein Catalogus noch nicht geendiget?

Momus. Beym Stix! Jupiter Du könntest Jahrelang auf deinen Mittagschlaf Verzicht thun, wenn ich Dir nur die vorzüglichsten menschlichen Tollheiten erzählen wollte. Da habe ich weiterhin in dem Buche noch gefunden, daß eine Handvoll Spanter nach einem nicht lange vorher entdeckten Welttheile gesegelt, sich des Landes bemächtiget, unter dem schönen Vorwande, daß der Statthalter Gottes, von dessen Existenz die Einwohner desselben nie eine Silbe gehört hatten, es ihnen geschenkt hätte; daß diese reitgößen Diebe die unschuldigen Menschen daselbst wie Schlachtvieh gemordet; sie bey tausenden, unter dem Vorwande sie zum Paradies zu führen, in kleine Schiffe gepackt, in die See geführt und sie dort unbarmherziger Weise versäuft. Daß ferner — — —

Jupiter. (Ihn unterbrechend) Schweig, ich will kein Wort mehr hören! das ist teuflisch, nicht menschlich und sollte in ewiger Vergessenheit begraben, und nicht als Denkmal, womit die Nachwelt verpestet wird, aufbewahrt werden.

Momus. Die Menschen denken anders, sie setzen dies Schandregister von Mord, Vergiftung, Meineid, Tyranny und Grausamkeit mit äußerster Sorgfalt fort, prägen die Namen der größten Buben, deren Thaten in demselben aufgezeichnet sind, ihrem Gedächtnisse ein, und nennen dies den *Studium der Geschichte* — Glaube mir Jupiter, wenn die Menschen Vernunft hätten, oder sie wenigstens zu gebrauchen wüßten, so wäre es unmöglich, daß sie so handelten. Kurz, wenn ich das Benehmen derselben so dann und wann betrachte, so kommt es mir vor, als wenn Du einen großen Haufen unwissender harmloser Schaaf ihrer eignen Leitung überlassen, und ihnen einige Wölfe zu Aufsehern gegeben hast, die ihrem Amte getreu sie ohne Widerstand morden, und sich davon mästen. —

Jupiter, dem dieser Sermon zu ernsthaft wurde, fing an zu gähnen, und behielt sich den Rest desselben bis auf ein andermal vor.

Aristoteles und Locke.

Aristoteles.

Du bist also der Verwegne, der das felsenste Gebäude meiner Philosophie, das so viele Jahrhunderte unerschütterlich wie Egyptens Pyramiden gestanden, angegriffen und zertrümmert? Glücklich für uns beide, daß wir dießseits den Ufern des Lethe sind, wo der Hypothesengeist und die Leidenschaften, die ihn auf der Oberwelt unterstützten, ihre Kraft verlieren; denn sonst wollte ich nicht dafür bürgen, daß nicht ein philosophisches Handgemenge unter uns beiden entstehen könnte. Da dieß nun hier nicht der Fall seyn kann, so sage mir doch, wie Du diese herkulische Arbeit bewirket hast?

Locke. Ungleich leichter, als Du glaubst. Schon vor mir hatte ein Franzose *) gesagt,
daß

*) Cartesius.

daß die Peripatetiker, die sich hinter der Dunkelheit ihrer Wörter versteckten, den Blinden gleich wären, welche, um mit gleichem Vortheile zu kämpfen, einen Hellsiehenden in eine dunkle Höle lockten, und daß dieser hellsehende Mann, um seines Sieges gewiß zu seyn, nur die Höle zu erleuchten brauche, und die Peripatetiker nöthige klare Ideen mit den Wörtern, die sie gebrauchen, zu verbinden. Ich suchte also jedes Wort auf seine natürliche Bedeutung herabzuführen, und zeigte, daß der größte Theil der Zänkereien der Gelehrten nichts mehr und nichts weniger als unnütze Wortstreitereien gewesen.

Aristoteles. Ich gebe zu, daß dies in der Speculation seinen Nutzen haben kann; aber Du hast vielleicht nicht auf den Unfug gerechnet, den Deine Nachfolger mit Deiner neuen Philosophie angestiftet haben. Sie haben sich nicht damit begnügt, Deine Methode auf die speculativen Wissenschaften allein anzuwenden; sondern sie sogar bis auf die Moral und Politik ausgedehnt, und dadurch diese beiden Wissenschaften, die doch eigentlich für den gemeinen Mann stets Mystereien bleiben müssen, so ge-

mein gemacht, daß der gesunde Menschenverstand, den die Scholastiker so viele Jahrhunderte lang durch ein ipse dixit im Respect gehalten, sich jetzt ganz von dem gewöhnlichen Gängelbände losgerissen, die heilsame Dunkelheit der Mysterien zerstreut, und in diesen verbotnen Regionen ohne Führer und Wegweiser zu wandeln angefangen hat. In den goldnen Zeiten der scholastischen Philosophie glaubten die Menschen erst, daß eine Sache so seyn mußte, wie sie ihnen vorgestellt wurde, dann überredeten sie andere, und endlich glaubten sie es selbst. So. z. B. erklärte man den Patriotismus damals als eine geheime physische Kraft, durch welche die Einwohner eines Landes allemal an dem Erdboden auf welchem sie geboren, gefesselt wären; daß diese Art Liebe unerklärbar, und weit über alle Vernunftgründe erhaben sey; Amor patriae ratione valentior omni war das Nachtwort, welches jedem unverschämten Neugierigen sogleich den Mund stopfte. Dieser politische Glaubensartikel, den die Erzieher ihren Untergebnen fast mit der Muttermilch einzusößen suchten, trug nicht wenig zur Vergrößerung der Staaten, oder der Monarchen bey — denn diese beiden Wör-

ter

ter hatten damals noch einerley Bedeutung — die unmittelbare Folge dieses Glaubens war, daß, da das Land dem Monarchen gehörte, auch nothwendig die Bewohner desselben, welche eben so gut als die Cartoffeln, die daselbst wuchsen, Landesproducte waren, sein Eigenthum seyn mußten. Hieraus folgte denn weiter, daß jeder Streit des Monarchen, jedes ehrgeizige Project, das zur Erweiterung seiner Macht diente, ohne Widerspruch zur Sache des Vaterlandes des konnte gemacht werden, und daß endlich der ganze Staat wie eine Maschine durch eine einzige Triebfeder, die Willkühr des Einzigen, gelenkt werden konnte. Diese schöne Einförmigkeit im Ganzen hast Du durch Deine saubere Philosophie des gesunden Menschenverstandes über den Haufen geworfen; Dir verdankt die Moral ihre Schwärzer und die Politik ihre Kancengießer.

Loche. Aber, um des Himmels willen, wo kömmt Du denn bey diesem Ton? Du sprichst ja als wenn Du dafür bezahlt würdest. Hier unten giebt's doch keine Civil-Listen? —

Aristoteles. Deine Sarcasmen sind übel angebracht; denn ich intressire mich noch im-

mer, obgleich ohne Leidenschaft für meine Philosophie, und erkundige mich bey jedem, der bey uns anlangt, nach ihrem Schicksale auf der Oberwelt. Neulich kam ein französischer Bischof, ein treuer Anhänger meiner Secte, hier ohne Kopf an, der mir ihr ganzes Schicksal haarklein erzählt hat. Der arme Schelm hatte in der Vertheidigung der alten Lehre seinen Kopf verlohren, ohne die Palme des Märtyrthums dafür errungen zu haben. Von ihm habe ich die Wunderdinge gehört, die meine Philosophie auf der Erde bewürket hat; wie durch sie Könige und Fürsten von Mönchen besstritten, excommunicirt und oft selbst abgesetzt worden; Völker gegen Völker mit unbegreiflicher Wuth um die Bedeutung eines Worts, das oft gar keine Bedeutung hatte, gestritten; die Unterthanen gegen ihre Könige und die Könige gegen ihre Unterthanen bewafnet; und endlich, daß in seinem Vaterlande das Parlament einen jeden, der sich unterstände eine andre Philosophie als die Meinige zu lehren, zum Tode verdammt habe. — Meine Landesleute ließen meine Gebeine nach meiner Vaterstadt bringen, und errichteten mir einen Altar; die Franzosen

sen haben mehr gethan, sie haben mich für unfehlbar gehalten. —

Locke. Alles dieses weiß ich recht gut, das war größtentheils zu meiner Zeit eben so; aber ich begreife noch nicht, worüber Du Dich zu beklagen hast.

Aristoteles. Unterbrich mich nicht weiter, Du sollst das ganze Unheil, das Deine neue Philosophie angestiftet, hören. Mein Ansehen, das einzig und allein auf Auctorität gegründet war, mußte nothwendig sinken, da die vorwitzige Vernunft es so von allen Seiten zu beleuchten anfieng, und profane Augen, die ohne meine Brille sahen, mußten wol etwas anders sehen, als was meine Anhänger ihnen zeigen wollten. Die sogenannte gesunde Vernunft heckte sodann folgende schöne Sätze aus: daß das Volk nicht um des Königs willen, sondern der König um des Volkes willen sey, welches man denn durch das ungewisse Axiom, daß das Ganze größer als eins seiner Theile sey, zu beweisen suchte; daß die Kirche, deren Dogmen sich auf meine Philosophie gründeten, nicht unfehlbar sey; daß ihre Priester Diener des Staats und nicht die Beherrscher desselben; daß

daß der Bürgerstand eben sowol als der Adel und die Geislichkeit Sitz und Stimme in den Nationalversammlungen haben müsse; daß der erbliche Adel ein Un Ding und eine Satyre auf den Menschenverstand sey; daß man höchstens Pferde wie in der Türkey, aber keine Menschen auf diese Art adeln könne; daß es dem Menschen keine große Ehre sey, für eine Sache, die ihn nichts angeht, sein Leben, für fünf Sous täglich, auf die Waagschale zu setzen, und das Handwerk eines Helden durch Stockprügel zu lernen; daß 22 bis 23 Millionen Menschen nicht bis aufs Blut quälen müssen, um einige tausend ihrer Mitbürger mit ihrem Schweiß zu mästen u. s. w. Alle diese schönen Sätze sind aus dieser neuen Philosophie des gesunden Menschenverstandes abgeleitet, und werden, wie ich nicht zweifeln, schöne Erscheinungen auf der Oberwelt hervorbringen.

Locke. Was könnten sie für schlimmere Erscheinungen hervorbringen, als die politischen und religiösen Dogmen, die man mit Hülfe Deiner Philosophie zusammengeknetet, hervorgebracht haben? Die Menschen haben ihr Glück seit mehr als 5000 Jahren auf dem Wege des
Über-

Aberglaubens und der Dummheit gesucht, und
 so viel ich weiß, es nicht gefunden; kann man
 sie tadeln, wenn sie einen andern Weg einschla-
 gen; wenn sie endlich lieber ihrer eignen Vernunft
 als fremden Meinungen folgen; wenn sie ihr
 Gewissen nicht mehr blindlings ihren Priestern
 und ihr bürgerliches Wohl nicht mehr ohne al-
 le Einschränkung ihren Königen und Fürsten an-
 vertrauen wollen? Lange genug haben sie es
 versucht ihre Regierungsform nach dem Muster
 der himmlischen Regierung zu modeln; aber sie
 haben endlich durch eine traurige Erfahrung
 gelernet, daß zu einer unbeschränkten monarchi-
 schen Regierungsform auch unbeschränkte Güte
 und Gerechtigkeit erforderlich wären, ohne wel-
 che eine jede Nachahmung dieses großen Musters
 sehr bald in Tyrannen und Despotismus aus-
 arten kann. Man hat endlich eingesehen, daß
 Fanatiker nicht mit Feuer und Schwert, son-
 dern mit Verachtung müssen bekämpft werden;
 daß die geistliche Macht stets der weltlichen
 unterworfen seyn müsse, und daß dies das ein-
 zige Mittel sey, um Ruhe und Friede auf der
 Erde zu erhalten. Dies sind Wirkungen meiner
 Philosophie, oder vielmehr des gesunden Men-
 schen-

schenverstandes. Die Anhänger Deiner Secte glaubten, daß der Mensch, um glücklich zu werden, blind seyn müsse, und das mag damals so ganz unrecht nicht gewesen seyn; allein, ich glaube, daß man sicherer auf dem Pfade der Glückseligkeit mit ofnen als mit verbundenen Augen wandeln könne, und daß der Mensch, um glücklich zu seyn, seine gesunde Vernunft gebrauchen, und sie nicht einem Andern übergeben müsse. —

Aristoteles. Lebe wol, ich mag nichts mehr hören. Wenn die Menschen auf der Oberwelt so raisonniren, so muß es mit philosophischen Sentenzen und theologischen Dogmen äufferst übel außsehn.

Wie unterscheidet sich das Genie des Philosophen von demjenigen des Künstlers *)?

Es ist sehr häufig bey uns Deutschen der Fall, daß wir Dinge, die ihrer Natur nach sehr verschieden

*) Eine Ausschweifung, die man mir hoffentlich vergeben wird.

schieden sind, mit einer und derselben Benennung zu bezeichnen pflegen; und denn, durch diese unschickliche Benennung, oder auch durch den Wortmangel unserer Sprache verleitet, pflegen wir diese gleichnamigen Dinge, die doch nach ihrer wesentlichen Bedeutung sehr verschieden sind, für völlig gleich zu halten. Ich glaube, daß das so oft unrichtig gebrauchte Wort Genie mit allem Rechte zu dieser Klasse kann gezählet werden. Es ist gewiß nicht selten, daß man dem Künstler, so wie dem Philosophen den Beinamen eines Genies giebt, und eben so oft geschieht es, daß man durch diese Benennung verleitet, keinen Unterschied in ihren verschiedenen Talenten zu bemerken glaubt. Um diesen Unterschied, der mir doch sehr wesentlich zu seyn scheint, auseinander zu setzen, muß ich den Unterschied der Gegenstände, worauf ihre Talente gerichtet sind, nemlich den Unterschied der Wissenschaften und der schönen Künste untersuchen.

In der Geschichte der Fortschritte der Wissenschaften und der schönen Künste scheint mir dieser Unterschied sehr auffallend zu seyn, und ich glaube, daß der ungleiche Fortgang derselben

ben die Sache am besten auseinander setzen wird. Bald nach ihrer Entstehung erreichten die schönen Künste schon einen Grad der Vollkommenheit, dem spätere Zeiten wenig oder nichts hinzugefügt haben. Sophocles der Liebling der tragischen Muse lebte nicht lange nach Aeschilus, der diese Art des Gedichts erfand. Homer, der Vater der epischen Dichtkunst, gab seinem Gedichte eine solche Vollkommenheit, daß wir es noch jetzt für ein Muster in dieser Art halten. Phidias, Appelles und andre brachten die Bildhauerkunst und Malerey, kurz nach ihrer Entstehung, zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit; wenigstens haben wir in einem Zeitraume von mehr als 2000 Jahren nichts Wesentliches zur Vervollkommnung der schönen Künste beigetragen.

Langsamer und schleppender finden wir den Gang der Wissenschaften. Gleich einem abgelebten Greise schlich die Philosophie am Stabe der Erfahrung, von ihrer Kindheit an, von einer Entdeckung, oder vielmehr von einem Bahne zum andern fort. Aristoteles, der für die Physik geboren zu seyn schien, lehrte noch nichts als Irrthümer, und die griechischen
 Phi:

Philosophen baueten Systeme, die ihre Nachfolger niederreißen und belachen mußten. Euklid des, Apollonius und andre blieben bey den Anfangsgründen der Geometrie stehen; und es waren mehr als 20 Jahrhunderte nöthig, um einen Leibnitz und Newton hervorzubringen. Nur nach einem solchen Zeitraume konnte die Philosophie uns das Räthsel der Ebbe und Fluth auflösen, und es ist eben nicht wahrscheinlich, daß unsre Nachkommen den Grad der Vollkommenheit in den Wissenschaften erreichen werden, den die schönen Künste schon vor 2000 Jahren erreicht hatten.

Dieser auffallende Unterschied in dem Fortschritte, der Wissenschaften und schönen Künste ist, meiner Meinung nach, der beste Beweis ihres Unterschieds, und zeigt uns sehr deutlich, daß ihr Ursprung nicht derselbe seyn kann. Denn, wäre dies der Fall, wären die Gegenstände der Philosophie und der schönen Künste die nemlichen; so könnte man mit allem Rechte fragen: warum haben die nemlichen Menschen solche Fortschritte in einem Fache gemacht, und warum sind sie in dem andern noch so weit zurückgeblieben? Diese Frage würde bey der

obigen Voraussetzung unauflösbar seyn, und jeder Versuch, diesen Gordischen Knoten aufzulösen, würde ohnfehlbar scheitern müssen.

Da wir also auf diesem Wege unserm Ziele nicht näher kommen können, so müssen wir nothwendig einen andern, der uns einen bessern Fortgang verspricht, einschlagen. Der Einzige ist, wie ich glaube, dieser, daß wir die Gegenstände der Künste und Wissenschaften etwas genauer untersuchen, und daraus ihren Unterschied erforschen lernen.

Es ist gewiß unleugbar, daß das Bedürfniß der Vater der nützlichen Künste war. Sobald die Menschen das Mittel gefunden, ihre ersten natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, mußten sie nothwendig, durch den mächtigen Sporn der Langeweile angetrieben, auf neue Mittel denken, um die nach und nach immer mehr zunehmende Lücke ihrer Zeit auszufüllen, und sich der täglich erneuerten, drückenden Last der Unthätigkeit zu entziehen. Vielleicht war der erste Versuch der Malerey ein roher auf einem Baume ausgeschnitzelter Umriß des Schattens eines Vaters, eines Freundes oder einer Geliebten; vielleicht war der erste Versuch der Musik nicht
viel

viel besser als der einförmige Gesang der Vögel, den man zum Muster nahm; vielleicht sahe sich eine Familie genöthigt eine angenehme Gegend, deren Andenken sie ungerne verlor, zu verlassen; und einer unter ihnen, dessen Fantasie lebhafter und empfänglicher war, prägte diese geliebten Gegenstände seinem Gedächtnisse so fest ein, daß er sie bey jeder Gelegenheit seinen Verwandten unter einer neuen Gestalt schildern und beschreiben konnte, und so, oder auf eine ähnliche Art entstand vielleicht die schöne Dichtkunst.

Diese rohen Entwürfe verglich man nach und nach mit der Natur, aus welcher sie entlehnt waren, lernte das Mangelhafte derselben einsehen und verbessern, und erreichte endlich das Muster selbst, das man täglich vor Augen hatte. Das Geschäfte der schönen Künste ist also, das Schöne und Angenehme in der Natur aufzusuchen, nachzuahmen und zu verschönern, dies ist ihr Charakter. Das natürliche, allen Menschen gemeinschaftliche Gefühl ist der Führer des Malers und des Dichters, und jeder Mensch ist Kenner ihrer Kopien, über deren Werth oder Unwerth er sogleich entscheidet, sobald er sie mit

der Natur, die er stets befragen kann vergleicht. So mußten Maler und Dichter, da sie die Muster, nach welchen sie kopirten täglich vor Augen hatten, und in jedem Menschen einen Kenner und Richter, der sie über ihre Fehler belehren konnte, fanden, nothwendig bald den Grad der Vollkommenheit, dessen ihre Werke fähig waren, erreichen. —

Aller Wahrscheinlichkeit nach war es in einem spätern Zeitpunkte, da die Neugierde den Menschen, der die Erscheinungen der Natur schon zu kopiren verstand, auf die Ursachen derselben leitete. —

Konnten die Bewohner eines milden Klimas unter einem stets heitern Himmel, täglich das entzückende Schauspiel der auf- und untergehenden Sonne, das mit funkelnden Sternen besäete Gewölbe, das nächtlich in stiller Majestät über ihrem Haupte weggrollte, ansehen, ohne auf die Frage zu kommen: wer war denn der Urheber aller dieser Dinge um uns her? Ohne Zweifel warfen die Menschen eine Menge solcher oder ähnlicher Fragen auf, welche, die damals noch jugendliche Vernunft so weit auslöste, als es ihre noch schwachen Kräfte erlaubten. Mit die

dieser Muthmaßung scheint die Geschichte der Philosophie, so viel wir davon wissen, übereinzuzustimmen. Die Physik war die älteste aller Wissenschaften; wenigstens waren die alten griechischen Philosophen, in so ferne wir ihre Geschichte kennen, bis auf Sokrates, der die moralische Philosophie einführte, alle Physiker und Astronomen.

Die Neugierde, also war die Mutter der Wissenschaften, und ihr Charakter ist die Ursachen und Eigenschaften der Dinge zu untersuchen und zu entwickeln. Der Künstler betrachtet den Regenbogen, und denkt auf nichts weiter, als wie er diesen Anblick, der so stark und lebhaft auf seine Sinne wirkt, und sein inneres Gefühl für das Schöne in der Natur rege macht, andern mittheilen, lebhaft schildern, und dieselben Gefühle, die er empfindet, bey andern erwecken kann. Der Philosoph im Gegentheil, der dies nemliche Phenomen betrachtet, hat einen ganz verschiednen Gegenstand; sein Endzweck ist die Ursache dieses Phenomens zu erforschen; er zählt die verschiednen Farben desselben, betrachtet ihre Ordnung unter einander, berechnet ihre Stärke und mißt die verschie-

schiednen Grade der Refrangibilität der Sonnenstralen, die dieses schöne Gemälde auf die gegenüberstehende Regenwolke hinwerfen. Nun, weldh eine Menge von Schlüssen, Vorkenntnissen und Versuchen sind erforderlich, ehe der Philosoph ein entscheidendes Urtheil über die Ursache der Farben wagen darf? Wie viele Täuschungen der Sinne, die den Künstler nie betrügen, muß er bekämpfen; wie viel neue Wissenschaften muß er erfinden und vervollkommen, ehe er den verborgnen Gang der Natur nur von ferne beobachten lernt? Ihm widersetzt sich alles in seinen Nachforschungen, indeß der Künstler überall, rund um sich her Gegenstände in der Natur findet, die ihm bey seinen Arbeiten als Stoff und Muster dienen.

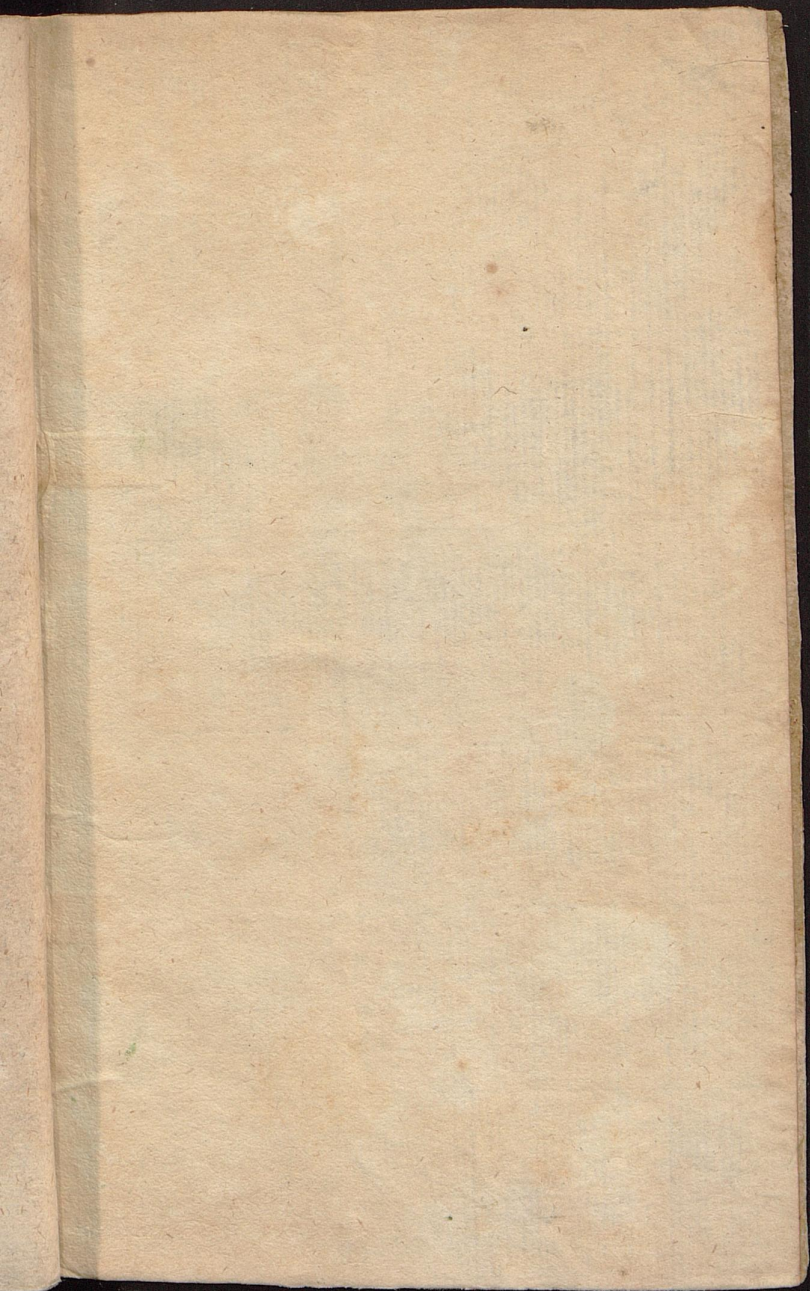
Das Genie eines Künstlers also besteht hauptsächlich in einer lebhaften Einbildung und einem gefühlvollem Herzen, und dies sind ohne Widerspruch Gaben der Natur, die er, da die Gegenstände seiner Kunst ganz, wie er sie schildert, vor seinen Augen liegen; und da er das Urtheil andrer Menschen stets zu Rathe ziehen kann, sehr vervollkommen und verbessern, und also bald das Ziel der Vollkommenheit, dessen seine Arbeit

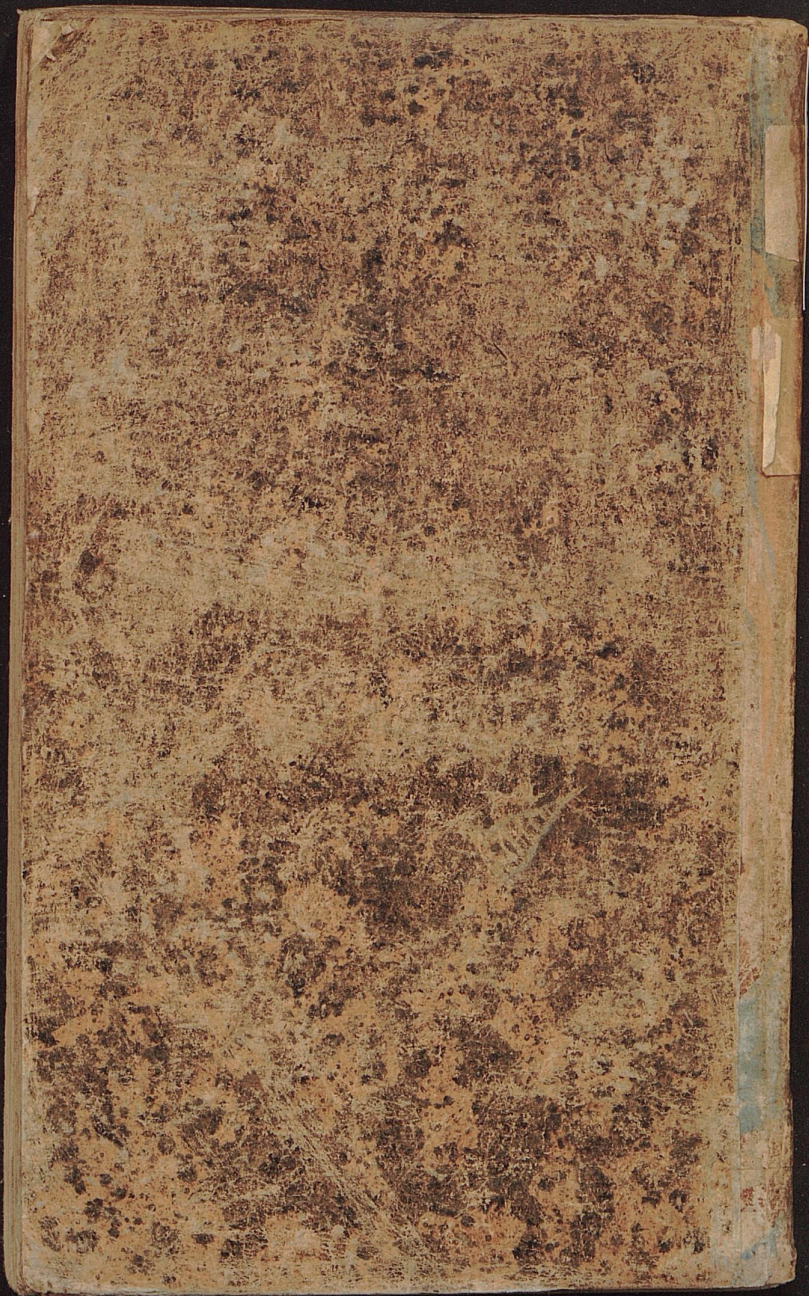
beis

beiten fähig sind, erreichen kann. Eine ganz andre Bewandniß hat es mit dem philosophischen Genie. Lange, oft wiederholte Erfahrungen und ein anhaltender Fleiß, den keine Schwierigkeiten abschrecken können, müssen ihm den Weg zur Entdeckung bahnen; die von ihm bearbeiteten Gegenstände liegen außer seinem Gesichtskreise, sind oft mit einem Schleyer umgeben, den der schärfste Blick nicht zu durchdringen vermag; das Urtheil andrer Menschen, das dem Künstler seine Arbeiten erleichtert, hilft ihm nichts; er muß sogar ihre Vorurtheile noch bekämpfen und Beweise ihre Augen zu öffnen, aussuchen. Bey solchen ungleichen Gegenständen, die das eine und das andre bearbeiten muß, braucht man sich eben nicht sehr zu verwundern, warum der Fortschritt der Künste so schnell und der Gang der Wissenschaften so langsam gewesen; man hat vielmehr Ursache das Wenige, was gethan ist, zu bewundern.

Nicht Verachtung für die Talente des Künstlers hat mich auf diese Untersuchung geführt; nein, ich kenne den wohlthätigen Einfluß der schönen Künste, und schätze das Verdienst solcher Männer, die ihre Talente zur Beförderung
der

der Humanität, zur Verfeinerung und zur
 Vereblung des menschlichen Herzens anwenden.
 Ich wollte dem Künstler Gerechtigkeit wiederfahr-
 ren lassen, ohne dem Philosophen zu nahe zu
 treten; die verschiedenen Gegenstände, die sie
 bearbeiten, aufeinander setzen und keinem von
 beiden den gerechten Anspruch auf die Hochach-
 tung seiner Mitbrüder rauben. Es ist das
 Geschäft der Philosophie, ich wiederhole es,
 neue Wahrheiten zu erforschen und die Menschen
 über ihre Pflichten zu belehren; es ist das vor-
 nehmste Geschäft der schönen Künste die Wahr-
 heit zu verschönern und den Wissenschaften das
 blumenvolle Gewand, das so sehr auf das Herz
 und auf die Leidenschaften der Menschen wirkt,
 und sie empfänglich für die Wahrheit macht,
 zu leihen. Sie dienen beide zum Wohl des
 menschlichen Geschlechts, und sollten dasselbe
 stets Hand in Hand zum großen Ziele seiner
 Verbollkommung begleiten. — Möchte doch ihr
 mächtiger Reiz stets ihre Verehrer weiser, ruhiger
 und glücklicher machen! — —





Brem.c.1424

Brem

1424